Reichs-Elternwarte

Heft 12 1940

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

TRANSFER
3
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

Der deutsche Soldat

emälde von Franz Eichhorst

ufnahme aus der Ausstellung
olenfeldzug und U=Boot=Krieg
Bildern und Bildnissen von
Dr. Heinrich Weskamp

Reichsferienordnung

für das Schuljahr 1940/41

Sommerferien

Bayern: Sonnabend, 20. Juli, bis Montag, 9. September.
(An den zu Bayern gekommenen Schulen des Sudetenlandes: Dienstag, 9. Juli, bis Montag, 9. September.)

Sachsen: Mittwoch, 10. Juli, bis Donnerstag, 29. August.

Württemberg: Mittwoch, 24. Juli, bis Donnerstag, 12. September.

Baden: Sonnabend, 13. Juli, bis Montag, 2. September.

Thüringen: Mittwoch, 3. Juli, bis Donnerstag, 22. August.

Hessen: Sonnabend, 29. Juni, bis Montag, 19. August.

Hamburg: Veröffentlichung erfolgt noch.

Mecklenburg: Mittwoch, 3. Juli, bis Donnerstag, 22. August.

Braunschweig: Donnerstag, 11. Juli, bis Freitag, 30. August.

Oldenburg: Mittwoch, 10. Juli, bis Donnerstag, 29. August.

Anhalt: Dienstag, 2. Juli, bis Mittwoch, 21. August.

Bremen: Mittwoch, 10. Juli, bis Donnerstag, 29. August.

Lippe-Detmold: Dienstag, 16. Juli, bis Mittwoch, 4. September.

Schaumburg-Lippe: Sonnabend, 6. Juli, bis Montag, 26. August.

Saarland: Sonnabend, 20. Juli, bis Montag, 9. September.

Ostmark: Sonnabend, 6. Juli, bis Montag, 9. September.

Sudetengau: Sonnabend, 13. Juli, bis Montag, 2. September.

Danzig-Westpreußen: Sonnabend, 13. Juli, bis Montag, 2. September.

Wartheland: Donnerstag, 27. Juni, bis Donnerstag, 15. August.

Regierungsbezirk Kattowitz: Donnerstag, 11. Juli, bis Freitag, 30. August.

Ostpreußen: Donnerstag, 1. Juli, bis Sonnabend, 20. August.

Groß-Berlin: Donnerstag, 4. Juli, bis Freitag, 23. August.

Brandenburg: Donnerstag, 4. Juli, bis Freitag, 23. August.

Pommern (einschl. Außenstelle Schneidemühl): Mittwoch, 26. Juni, bis Donnerstag, 15. August

Schlesien: Donnerstag, 11. Juli, bis Freitag, 30. August.

Provinz Sachsen: Dienstag, 9. Juli, bis Mittwoch, 28. August.

Schleswig-Holstein: Mittwoch, 17. Juli, bis Donnerstag, 5. September.

Hannover: Donnerstag, 11. Juli, bis Freitag, 30. August.

Westfalen: Dienstag, 16. Juli, bis Mittwoch, 4. September.

Hessen-Nassau: Dienstag, 16. Juli, bis Mittwoch, 4. September.

Rheinland: Mittwoch, 17. Juli, bis Donnerstag, 5. September.

Die Herbstferien sind noch nicht festgesetzt worden, ihr Zeitpunkt wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Der erste Tag ist der Tag des Schulschlusses, der zweite der des Schulbeginns.

Die Weihnachtsferien werden noch bekanntgegeben; sie werden — wie auch im Vorjahr — etwa in der Zeit von 21. Dezember 1940 bis 7. Januar 1941 liegen.

Aktive Offizierslaufbahn des Heeres

Das Oberkommando des Heeres macht darauf aufmerksam, daß die Frist für Meldungen der Schüler der 8. Klasse höherer Lehranstalten, die die aktive Offizierlaufbahn ergreifen wollen, mit dem 1. Juli 1940 abläuft. Schüler, denen im Herbst dieses Jahres das Zeugnis der Reife zuerkannt wird, werden zum 1. 10. eingestellt. Für Schüler, die erst im Frühjahr 1941 das Reifezeugnis erhalten oder bis zum 1. 10. noch nicht das 17. Lebensjahr vollendet haben, ist als Einstellungstag der 1. 4. 1941 vorgesehen.

Ferner können Schüler höherer Lehranstalten, die bereits seit Ostern im Besitz des Reifezeugnisses sind und die Absicht haben, aktiver Offizier zu werden, sich noch zwecks sofortiger Annahme und Einstellung bei ihren zuständigen Wehrbezirkskommandos melden. Es wird darauf hingewiesen, daß für die „Bewerber für die Offizierlaufbahn" die Ableistung des Arbeitsdienstes entfällt.

Mahnung an die Eltern

Alljährlich werden gewaltige Werte unseres deutschen Volksvermögens durch Waldbrände vernichtet, die durch sträflichen Leichtsinn entstehen, sei es durch Abkochen im Walde bei offenem Feuer oder durch Fortwerfen brennender, glimmender Tabakreste oder durch fahrlässiges Hantieren mit Feuerzeugen jeglicher Art. Standen auf solchen Leichtsinn schon in Friedenszeiten schwere und schwerste Strafen, so kann die gegenwärtige Zeit, da Deutschland sich im Endkampf gegen die Kriegsbrandstifter der Welt, gegen England und Frankreich und seine willigen Vasallen befindet, keine Milde walten lassen. Wer — und sei es auch nur leichtfertig — den deutschen Wald und damit die gewaltigen Werte deutschen Volksvermögens in Gefahr bringt, handelt als Volksverräter und muß die Strafe auf sich nehmen, die der Verräter verdient. Hier darf unser Staat keine Rücksicht kennen, und wir alle wissen, daß der Staat aus Selbsterhaltungsgründen mit der ganzen Strenge des Gesetzes gegen jeden vorgeht, der Deutschland in seinem Kampf um Ehre und Freiheit in Gefahr bringt. Darum ist es Aufgabe eines jeden Elternhauses, eines jeden Erwachsenen, genau so, wie die Schule und Hitler-Jugend, die Kinder fortgesetzt auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die durch Unbedachtsamkeit, Leichtsinn und Fahrlässigkeit entstehen können. Zugleich ist es Aufgabe der Eltern, bei der Jugend Verständnis für die Härte der Strafen zu wecken, die den Rechtsbrecher unerbittlich treffen werden.

Eltern, laßt keine Stunde ungenutzt, um eure Kinder darauf hinzuweisen, daß der deutsche Wald ein un rsetzlicher Reichtum des Volkes ist, eine Quelle wichtigster Rohstoffe und ein Aufenthalt für erholungssuchende Menschen. Wer uns dieses Reichstums beraubt, ist ein Volksverräter, der den Feinden unseres Volkes Handlangerdienste leistet!

Eltern, denkt daran, daß ihr für die Handlungen eurer Kinder verantwortlich seid!

Unsere Väter und Söhne stehen an der Front und wehren siegreich jeden Angriff unserer Feinde ab. Sie sind bereit, das Höchste einzusetzen für Führer und Vaterland, Heim und Herd. Wir können ihnen dafür nur danken, wenn auch wir uns opferfreudig erweisen. Darum gebt viel und reichlich für das „Deutsche Rote Kreuz"

Wieviel Juden wohnen noch im Deutschen Reich?

Das Ergebnis der Volkszählung vom 17. Mai 1939.

Bei der Volkszählung vom 17. Mai 1939 ist erstmalig eine vollständige Erfassung der Juden und jüdischen Mischlinge nach der Abstammung durchgeführt worden. Das Statistische Reichsamt veröffentlicht nunmehr das vorläufige Ergebnis dieser Erhebung. Danach wurden 330 892 Juden, 72 738 jüdische Mischlinge 1. Grades und 42 811 jüdische Mischlinge 2. Grades im Deutschen Reich (ohne Memelland, Danzig und die neuen Ostgebiete) ermittelt. Von je 10 000 Einwohnern des Reichs sind im Durchschnitt nur noch 42 Juden, 9 Mischlinge 1. Grades und 5 Mischlinge 2. Grades. Die verhältnismäßig kleine Zahl der jüdischen Mischlinge zeigt, daß die blutsmäßige Vermischung des deutschen Volkes mit dem Judentum entgegen allen Befürchtungen nur gering ist. In den sieben Jahren seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus hat die Zahl der Juden um ungefähr 390 000 abgenommen, das sind mehr als die Hälfte der damals gezählten rund 722 000 Glaubensjuden. Der Rückgang war in der Ostmark, in der das Judentum noch bis zum Jahre 1938 politisch und wirtschaftlich führend war, verhältnismäßig nicht viel geringer als im alten Reichsgebiet.

Sowohl die Juden als auch die jüdischen Mischlinge wohnen überwiegend in den Großstädten. Von den Juden sind mehr als acht Zehntel in den Großstädten festgestellt worden, von den Mischlingen 1. Grades nahezu acht Zehntel und von den Mischlingen 2. Grades noch über sieben Zehntel, während von der Gesamtbevölkerung nur rund drei Zehntel Einwohner von Großstädten sind. Wien hat mit 4,76 v. H. den höchsten Anteil von Juden an der Gesamtbevölkerung. Auf Wien folgen Frankfurt am Main mit einem jüdischen Bevölkerungsanteil von 2,61 v. H., Berlin mit 1,91 v. H. und Breslau mit 1,77 v. H. Fast neun Zehntel der Juden besitzen die deutsche Reichsangehörigkeit. Von den rund 39 500 ausländischen Juden sind über vier Zehntel staatenlos. Im übrigen handelt es sich überwiegend um Staatsangehörige des ehemaligen Polen, daneben spielen noch die Juden mit der Staatsangehörigkeit des Protektorats Böhmen und Mähren, Ungarns und Rumäniens zahlenmäßig eine gewisse Rolle.

Heft 12 1940

Inhalts-Übersicht

Die ihr kamt zur Heimat wieder – seid gegrüßt im Vaterland
Von Karl Peter Schreiber
Seite 224

★

Kinder, Soldaten und NS-Frauenschaft
Von Albrecht Schäfer
Seite 225

★

Kinder fragen – wir antworten
Seite 227

★

Hannewiese, sag es doch!
Von Dörte Guyot
Seite 228

★

Kinder kommen aufs Land
Von Wilhelm Zörner
Seite 230

★

Verpflanzte Menschen
Roman von Christine Holstein
Seite 235

★

Werte aus Wertlosem
Von Dr. H. Müller
Seite 234

★

Rohkostvorspeise nicht vergessen!
Von Dr. Hans Hajek
Seite 233

★

Kinderwarte
Kurzweil am Feierabend

★

Hilfe bei der Schularbeit

4. Schreibleseübung
Von Rektor Paul Hahn
Seite 236

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Die ihr kamt zur Heimat wieder – seid gegrüßt im Vaterland!

Am 18. Mai 1940 hat der Führer den Erlaß über die Wiedervereinigung der Gebiete von Eupen, Malmedy und Moresnet mit dem Deutschen Reich vollzogen. Damit sind nun nach 21jähriger Fremdherrschaft diese Gebiete wieder Bestandteil des Großdeutschen Reiches geworden. Wiederum hat so der Führer in einem Entschluß einen der schandbarsten Artikel des Versailler Raubdiktates ausgelöscht. Urdeutsches Land und urdeutsches Volk kehrten heim ins Reich, um von nun an wieder gemeinsam mit uns das deutsche Schicksal gestalten zu helfen. In einem Augenblick, da die deutsche Wehrmacht nach ihrem gigantischen Durchbruch durch die Maginot-Linie bereits nur noch 120 Kilometer von Paris entfernt stand, vollzog sich unter dem Donner der Geschütze und dem Krachen der Bomben die Wiedergutmachung dieses Raubes von Versailles.

Im Teil III des Vertrages von Versailles (Politische Bestimmungen über Europa) heißt es in den Artikeln 31 bis 39 u. a.: »Deutschland verzichtet zu Gunsten Belgiens auf die Gebiete Neutral- und Preußisch-Moresnet, Eupen und Malmedy. Während der Dauer von sechs Monaten nach Inkrafttreten des Vertrages werden in Eupen und Malmedy offene Listen ausgelegt, in welche diejenigen sich eintragen können, die den Verbleib der Gebiete unter deutscher Souveränität wünschen. Nach Kenntnisnahme dieser Listen entscheidet der Völkerbund endgültig.

Mit dem Uebergang der Souveränität verlieren die Bewohner die deutsche, erwerben sie die belgische Staatsangehörigkeit. Wer deutsch bleiben will, muß sich innerhalb zweier Jahre hierfür entscheiden, er hat das Land 12 Monate nach Ausübung der Option zu verlassen.«

Auf Grund dieser Bestimmungen wurde dann eine der nach Versailles üblichen Abstimmungskomödien veranstaltet, die eine »einwandfreie« Entscheidung der reindeutschen Bevölkerung zu Gunsten Belgiens erweisen sollte. Das gepriesene Wilson'sche »Ideal« des Selbstbestimmungsrechtes der Völker wurde bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Jede freie Meinungsäußerung zu Gunsten Deutschlands wurde durch belgisches Militär im Keim erstickt. Kein Deutscher, der sich nicht der belgischen Willkür preisgeben wollte, konnte sich in diesen offenen Listen eintragen. So haben auch nur wenige hundert Einwohner das fast Unmögliche gewagt. Selbst dieses Ergebnis aber bedeutete den Versailler Erpressern noch eine Gefahr, und so wurde auch das Abstimmungsergebnis noch gefälscht. Obwohl der Genfer Bund von diesen himmelschreienden Vorgängen genaue Kenntnis hatte, entschied er, – auf Grund einer durch einen Vertreter Brasiliens, dessen Urteil von keiner Sachkenntnis getrübt war, vorgenommenen Prüfung – daß die Gebiete Belgien zuzuschlagen seien. Hierbei wurde dann gleichzeitig noch ein weiterer Raub vorgenommen, da man ja sowieso einmal am Rauben war: die 21 Kilometer lange Bahn Rarren-Kalterherberg im Kreise Monschau mit 7 500 Hektar und 2000 deutschen Einwohnern wurde dem Reich ohne jede Verhandlung genommen. Damit war dem Deutschen Reich wider jedes Recht ein an wertvollen Zinkerzen und Wäldern reiches Gebiet mit urdeutscher Bevölkerung entrissen worden.

Für die deutschen Menschen in jenen Gebieten aber begann nun eine bittere Leidenszeit. Wenn auch der Terror und die Unterdrückung keine polnischen Ausmaße annahmen, so waren die Deutschen doch in ihrer Meinungsfreiheit und kulturellen Entwicklung absolut gehemmt. Und selbst als zu Zeiten ein erträgliches Verhältnis zwischen Belgiern und Deutschen eintrat, blickte die deutsche Bevölkerung sehnsuchts- und hoffnungsvoll hinüber über die Versailler Grenze nach dem Deutschen Reich, das seit der Machtübernahme durch den Führer zu immer größerer Macht emporstieg. Alle Gemeindewahlen, die in den vergangenen Jahren in Eupen und Malmedy stattfanden, haben den klaren Beweis erbracht, daß dieses deutsche Volk niemals aufhören wollte, deutsch zu sein. Es sind wohl auch einmal von belgischer Seite Ansätze vorhanden gewesen zu einer vernünftigen Lösung der Frage Moresnet, Eupen und Malmedy mit dem Großdeutschen Reich zu gelangen, wie dies im Sinne einer wirklichen europäischen Ordnung gelegen wäre, allein die Plutokraten in Paris und London haben diese Versuche zu einer vernünftigen Gestaltung der deutsch-belgischen Beziehungen bereits in den Anfängen hintertrieben und sabotiert. Damit nicht genug hat sich eine schwache belgische Regierungsclique nicht gescheut, hinter der Maske einer sogenannten »Neutralität« das verbrecherische Kriegsmanöver der britisch-französischen Plutokratie gegen das Großdeutsche Reich mitzumachen.

Wir werden es wohl kaum jemals ermessen können, welche Gefühle die Herzen unserer deutschen Volksgenossen in Eupen und Malmedy erfüllt haben, als immer offenkundiger wurde, daß Belgien zum Kriege mit dem Großdeutschen Reich bereit und entschlossen war. Bangen Herzens mögen sie wohl die befreiende Tat des Führers erwartet haben. Diese Tat aber sollte nicht lange auf sich warten lassen: In der Stunde, da der Führer zum vernichtenden Gegenschlag gegen Holland und Belgien ausholte, in dieser gleichen Stunde war nun endlich auch die Freiheit für unsere deutschen Brüder in den geraubten Gebieten von Moresnet, Eupen und Malmedy gekommen. Und der gleiche Jubel, der einst über die Ostmark, das Sudetenland, die deutschen Teile Böhmens und Mährens, über Memel und Polen dahinbrauste, erfüllt nun die Herzen der deutschen Brüder. Nur, daß er ernster ist, begleitet vom ehernen Grollen der Front, die mit dem tausendjährigen Erbfeind furchtbare Abrechnung hält. Nun ist die große Sehnsucht Wirklichkeit geworden: Der Führer hat die deutschen Gebiete, die der Schandvertrag von Versailles einst jedem Selbstbestimmungsrecht der Völker zum Hohn Belgien einverleibt hatte, wieder in das Großdeutsche Reich eingegliedert. So, wie ihre Treue zum deutschen Vaterland unwandelbar war und ist, so sicher hat der Führer sie nicht vergessen. Und wiederum erschallt nun von der Maas bis an die Memel der Jubelruf des ganzen deutschen Volkes, den wir schon so oft aus vollem Herzen dem Führer darbrachten: Wir danken unserm Führer! – Einst wurden Moresnet, Eupen und Malmedy von einem verratenen, niedergetretenen und ohnmächtigen Reich abgerissen, um nun nach 21 bitteren Jahren heimzukehren in das mächtigste Reich Europas, das Großdeutsche Reich Adolf Hitlers, das soeben den größten Sieg seiner Geschichte erkämpft.

Karl Peter Schreiber

Kinder, Soldaten und NS-Frauenschaft

Aufnahmen: Ullstein

Soldatentum ist in Deutschland Sache des gesamten Volkes und nicht, wie in manchen anderen Staaten, nur Sache des Staates oder eines Standes. — Brauchte es hierfür eines Beweises, so brauchten wir nur auf die Beziehungen hinzuweisen, die seit alters her zwischen den Kindern und den Soldaten bestehen. Der deutsche Junge und auch das deutsche Mädel fühlen sich instinktiv mit dem Soldaten verbunden und betrachten ihn trotz aller scheuen Verehrung und Bewunderung, die sie ihm, dem Bevorzugten der Nation, entgegenbringen, als zu ihm gehörig. Und umgekehrt betrachtet der Soldat die Kinder als seine Freunde. Lächelnd läßt er sich ihre kleinen, aus Liebe, Verehrung und Neugier geborenen Zudringlichkeiten gefallen und belohnt damit all die tausend Gefälligkeiten, die ihm überall von den Kindern erwiesen werden. — Einquartierung bedeutete für die Ortskinder seit jeher ein Fest, das selbst von der strengen Schule respektiert wurde, die während der Einquartierungstage nicht nur auf die Hausarbeiten (Schularbeiten) der Kinder verzichtete, sondern auch den Schulunterricht auf ein Minimum beschränkte oder ganz ausfallen ließ. Denn die Gedanken der Jungen und Mädchen waren ja doch nur bei den Soldaten, und weder die Autorität des Elternhauses noch die der Schule vermochte dagegen etwas zu tun, daß die Jugend bis in den sinkenden Abend hinein die Quartiere der Soldaten belagerte. — So war es in fernen und nahen Friedenszeiten, und so ist es im Kriege geblieben, wo die Einquartierungen häufiger, ja in manchen Ortschaften zu einer Dauereinrichtung wurden. Die Kinder sorgten dafür, daß zwischen den Soldaten und der Einwohnerschaft sich alsbald ein herzliches Verhältnis entwickelte, so daß die einen bald von „ihrem Dorf" und die anderen von „ihren Soldaten" sprachen. Es blieb nicht bei diesen Aeußerlichkeiten: man suchte und fand, wo man sich gegenseitig helfen und das Dasein erleichtern konnte. Der dienstfreie Soldat griff zu, wenn es dem Bauern allein nicht gelingen wollte, den schweren Achswagen beiseite zu rücken oder die störrische Kuh in den Stall zu bekommen, oder wenn der Bäuerin die gefüllten Melkeimer zu schwer wurden.

Er half bei der Kartoffel- und Rübenernte, beim Dreschen, Pflügen und Drillen und grub für die Bäuerin den Hausgarten um. Und diese sprang ihrerseits da ein, wo gegenüber dem Frauenkönnen alle Männerkunst nur Stümperei und Stückwerk bleibt; sie wusch für ihn die Wäsche, stopfte ihm die Strümpfe und übernahm all die Ausbesserungsarbeiten, bei denen sich nun einmal Nadel und Faden als Werkzeug in der Hand des Mannes höchst fragwürdig ausnehmen. — Da, wo die Soldaten einzeln in Bürgerquartieren liegen, kann sich dieser frauliche Liebesdienst ohne Vermittlung vollziehen; wo sie in Lagern, Baracken oder Bunkern innerhalb eines Ortsgebietes untergebracht wurden, muß er organisiert werden. — Und dieses Organisieren hat die NS.-Frauenschaft übernommen. Sie hat sich dabei die uralten Beziehungen, wie sie zwischen den Kindern und den Soldaten bestehen, zunutze gemacht und ihre Kindergruppen als

Der jüngste Jahrgang hat es von den richtigen Soldaten gesehen, wie man in Linie antreten muß

★

Die Kindergruppe der NS-Frauenschaft lernt unter sachkundiger Anleitung das Stricken und dabei, daß diese alte Kunst noch nicht aus der Mode gekommen ist

★

Das ist wohl die schönste Stunde: mit den Soldaten basteln!

Helfer bei diesem Liebeswerk eingesetzt. So wurde der vorhandenen, aber oft nur auf das Spielerische und Sensationelle gerichteten Hinneigung der Kinder zu den Soldaten eine klare Zielsetzung und Richtung gegeben. Aus der Betätigung einer Neigung wurde eine bewußte Arbeit, aus dem Spiel ein Einsatz für das Ganze.

Ganz einfach und ohne großes Aufsehen vollzog sich dieser Wandel.

„Unsere Soldaten brauchen für ihre Waffen und Geräte Putzlappen", hatte die Leiterin der Kindergruppe der NS.-Frauenschaft zu ihren Jungen gesagt, „bittet eure Mütter und eure Nachbarinnen, daß sie ihre Flicken- und Lumpenkisten nach Putzlappen durchsuchen und bringt die Spenden ins Gruppenheim." Zwei pralle Säcke voll brauchbaren Materials waren in einem kleinen Dorf alsbald das Ergebnis dieser „Anregung", und im Triumphzug wurde die Sammelbeute den Soldaten überbracht.

„Stricken ist keine überlebte Kunst und keine unzeitgemäße Beschäftigung für Mädchen", hatte die Gruppenleiterin die Mädchen belehrt, und ihnen dabei einen angefangenen Strumpf in die Hand gedrückt, „ihr tut's für unsere Soldaten! Auch das Strümpfestopfen ist noch immer modern, ja moderner und wichtiger denn je; und wenn ihr dadurch unsern Soldaten eine Arbeit abnehmt, für die sie nun einmal nur in den seltensten Fällen die nötige Geschicklichkeit aufbringen, so hat euer Strümpfestopfen einen doppelt schönen Zweck." Die Mädchen haben den „Wink" verstanden. Und, was daheim der Mutter und in der Schule der Lehrerin nicht immer glücken wollte, der Gruppenleiterin gelang es, durch eine eindeutige Zielsetzung die Mädchen für eine Tätigkeit zu begeistern, die die heutige Jugend gern als überholt und nicht die Zeit und die Mühe lohnend ablehnen möchte.

„Wir Frauen der NS.-Frauenschaft wollen für unsere Soldaten die Wäsche waschen. Wißt ihr, was ihr dabei zu tun habt?" Sie wußten es alle aus der Kindergruppe, und es war nicht schwer, bei so viel freiwilligen Helfern und Helferinnen einen geregelten Abhole- und Bringedienst zu organisieren.

Denn hinter all dem, was man im Auftrage der NS.-Frauenschaft als Mitglied von deren Kindergruppe tut, steht ja neben der ideellen Freude, helfen zu können, die Möglichkeit, ganz nahe mit den Soldaten in Berührung zu kommen, gewissermaßen „von Amts wegen". Und das hat sich noch immer gelohnt: Einen Blick in die Baracke oder den Bunker tun zu können, den Stahlhelm auffsetzen und das Gewehr bestaunen zu dürfen, den Soldaten beim Basteln zuzusehen und beim Waffenreinigen oder ihren Singestunden beizuwohnen — durch ihre von der NS.-Frauenschaft geplante, geregelte und überwachte Arbeit für die Soldaten, durch ihren Einsatz im Kriege werden für die Kinder Wunschträume schöne Wirklichkeit. Und das Band, das sie von alters her verbindet, die deutschen Kinder und die deutschen Soldaten, wird immer fester. Eine Generation junger Soldaten wächst heran, und die es heute schon sind, wissen, für wen sie auf ihrem Posten stehen. In der Heimat und an der Front.

Albrecht Schäfer.

Kinder fragen

wir antworten

Sind Riesen und Zwerge nur Märchengestalten?

Um es gleich zu sagen: was die Größe der Riesen und die Winzigkeit der Zwerge angeht, von denen uns die Märchen und Sagen berichten, ja, es sind Märchengestalten! Wollen wir uns aber einmal mit diesen Märchengestalten näher beschäftigen, dann müssen wir eine andere Frage stellen: gibt es Riesenrassen und Zwergenrassen? Zwar gibt es Zwergenrassen, aber keine Riesenrassen. Von den Zwergenrassen sind am bekanntesten die im Jahre 1870 von dem großen deutschen Forscher Georg Schweinfurth in Afrika zwischen dem Nil und dem Kongo entdeckten Pygmäen, die dort in undurchdringlichen Urwäldern wohnen. Später hat man dann noch in den Dschungeln Südindiens und Ceylons, auf den Philippinen und in Neuguinea ähnliche Zwergenrassen entdeckt, die aber nahezu im Aussterben begriffen sind. Alle anderen Zwerge, die wir als Wichte, Liliputaner und Tanagraszwerge kennen, sind ebenso wie die Riesen Abnormitäten. Und was das Größenverhältnis der Zwergenrassen angeht, so sind sie gegenüber den Zwergen in unseren Märchen wahre Riesen; ihre Körpergröße beträgt durchweg 1,44 Meter. Aber wie es bei allen Völkerrassen kleinere und größere Körperlängen gibt, so kommt es auch hier vor, daß einige dieses Durchschnittsmaß nicht ganz erreichen.

Neben diesen Zwergen, die von Natur aus durchweg von heiterem, freundlichem und fröhlichem Wesen sind, kennen wir noch die sogenannten Kümmerzwerge von häßlichem, mißgestaltetem Aussehen, mit einem Buckel und einem Riesenkopf auf kindlichem Körper, die stets mürrisch, verdrossen und müde einhergehen. Bei ihnen erkennen wir sogleich, daß ihre „Winzigkeit" auf krankhafte Verbildungen des Körpers zurückzuführen ist, und darum sollten wir sie besser als Krüppel denn als Zwerge ansprechen.

Um nun überhaupt von einem Riesen oder einem Zwergen sprechen zu können, müssen wir zunächst einmal feststellen, daß es sich dabei um Geschöpfe handelt, die über das Normalmaß entweder hinausragen oder es nicht erreichen. Das Normalmaß beträgt für die Mehrzahl der Menschen 170 Zentimeter, doch gibt es auch Völker, die man als überdurchschnittlich groß gewachsen bezeichnen kann, so daß dort als Höchstgrenze das Normalmaß von 205 Zentimeter angenommen werden darf. Anderseits gibt es auch Menschenrassen, die durchschnittlich kleiner sind, bei denen schon 150 Zentimeter als guter Durchschnitt gerechnet werden. Unter Riesen verstehen wir also Menschen mit einem Körperwuchs von mehr als 210 Zentimetern und unter Zwergen solche von weniger als 120 Zentimetern.

Da ergibt sich nun die Frage: Bekommen Zwergeneltern nun Zwerge und Rieseneltern Riesen? Nein! Ausgenommen die Pygmäen, die als Zwergenrasse anzusehen ist, handelt es sich sowohl bei den Zwergen als auch bei den Riesen ja um Menschen mit sogenannten Funktionsstörungen auf Grund einer Drüsenerkrankung. Und deshalb können völlig gesunde und normal gewachsene Eltern ein Kind bekommen, daß in seinem Wachstum entweder über das Normalmaß hinausreicht oder darunter bleibt.

Die andere Frage, ob es je Riesen von so gewaltigen Ausmaßen gegeben hat, wie unsere Märchen uns berichten, muß ins Reich der Fabel verwiesen werden, denn man hat niemals Reste von ihnen gefunden. Und wenn ein Geschichtsschreiber berichtet, daß unter der Regierung des französischen Königs Karl XII. bei Valiecia ein Grab geöffnet worden sei, in dem man ein menschliches Skelett von 10 m Länge gefunden habe, wenn der Kirchenvater Augustinus erzählt, daß er den Zahn eines Riesen gesehen habe, der hundertmal so groß wie ein gewöhnlicher Menschenzahn gewesen sei, so sind das sicherlich entweder Uebertreibungen, phantastische Erfindungen oder Irrtümer. Denn sehr oft kam es vor, daß man Knochen von urgeschichtlichen Tierungeheuern als Menschenknochen ansah, bis unsere moderne Wissenschaft auch diese Irrtümer beseitigen konnte. Und auf solche Irrtümer beruhen sicherlich auch die Berichte von Titanen, den Enakssöhnen und anderen Riesen, die vor der großen Flut auf Erden gelebt haben sollen. Man wird wohl die Knochen irgend eines Sauriers für ihre Reste gehalten haben!

Wirklich haltbare wissenschaftliche Nachweise besitzen wir heute nur von wenig mehr als zweihundert Riesen. Aus neuerer Zeit sind von ihnen bekannt: Marianne Wehde aus Benkendorf bei Halle, die eine Körpergröße von 2,55 Metern erreichte; der Riese Drasal aus der Gegend von Olmütz, der etwa 2,30 Meter groß wurde; der chinesische Riese Chang-Yu-Sing, der 2,36 Meter groß wurde und ein Gewicht von fast 350 Pfund erreichte; der 2,83 Meter große Finne Cajanus; ferner Hans Kraw aus Schloß Ambras mit einer Körperlänge von 2,75 Metern und der Oesterreicher Franz Winkelmeier, der eine Körpergröße von 2,73 Metern erreichte, aber überaus mager blieb und im Jahre 1887 im Alter von 24 Jahren an der Schwindsucht starb. Der größte augenblicklich in Europa lebende Riese dürfte wohl der Holländer Jan van Albert sein, der bei seiner Geburt angeblich schon 17 Pfund gewogen haben soll, mit 7 Jahren bereits eine Länge von 2 Metern erreichte und es dann nach und nach auf 2,69 Meter brachte. Seine Schuhgröße beträgt 63, die Hüte haben eine Weite von 72 Zentimetern und zu seinem Anzug gebraucht er 8½ Meter Stoff. Er wird aber geschlagen von dem Sibirier Kazanieff, der mit 24 Jahren bereits 2,82 Meter groß war und über 400 Pfund wog. Dessen Brustumfang beträgt 1,42 Meter, die Kopfweite dagegen nur fast 64 Zentimeter. Natürlich besitzt dieser Riese auch einen dementsprechenden Appetit; er trinkt täglich drei Liter Milch, vertilgt etwa 20 Eier und rund vier Pfund Fleisch. Um damit fertig zu werden, muß er täglich 12 Stunden schlafen. Aber all diese Riesen bleiben weit zurück hinter dem „Riesen von Buschir", Sia Khad, der in Iran geboren wurde. Der mißt 3,27 Meter und wiegt dabei nur etwas über 400 Pfund, was bei seiner Körpergröße einem Normalgewicht entspricht.

Da es sich bei all diesen Riesen um ein krankhaftes Wachstum handelt, erklärt es sich auch, daß bei ihnen meist das eine oder andere Organ auf einer kindlichen Stufe stehen bleiben. So ist es ferner erklärlich, daß die meisten von ihnen geistig wenig regsam, ja, geradezu dumm sind. Und darum ist die Ungeschicklichkeit und Tölpelhaftigkeit der Riesen ja auch sprichwörtlich geworden. Ihre Plumpheit und Ungeschlachtheit kommt auch meist durch Riesenhände zum Ausdruck. Es ist darum falsch und sinnlos, wenn man bei Riesen wegen ihrer Körperfülle und bei Zwergen wegen ihrer Winzigkeit von „Wundern der Natur" sprechen will. Wir wissen, daß diese Verbildungen der Ausdruck krankhafter Entwicklung sind, während wir unter einem Wunder etwas Erhabenes verstehen, vor dem wir ergriffen stehen. Aber diese krankhaften Verbildungen der Natur, die man einst auf Jahrmärkten begaffte, könnten eher Gegenstand des menschlichen Mitleids sein.

Genau so, wie man die Größe der Riesen weit übertrieb, ist es mit der Winzigkeit der Zwerge bestellt. Erwachsene Zwerge mit weniger als 35 Zentimetern Körpergröße wird es wohl kaum gegeben haben. Auch hier sieht die Wirklichkeit doch ganz anders aus als die hübschen Berichte, die sich zwar recht nett lesen, aber ins Reich des Märchens oder des Irrtums gehören. Einer der bekanntesten Zwerge war der Amerikaner „General Mite", der im Alter von 16 Jahren nur 13 Pfund wog bei einer Größe von 82 Zentimetern, seine 12 Jahre alte Braut „Miß Millie" wog ein paar Gramm mehr, blieb dagegen aber nur 62 Zentimeter klein. Die Zwergin „Prinzessin Pauline" war im Alter von 9 Jahren erst 8 Pfund schwer und maß nur 53 Zentimeter. Sie war also nicht schwerer und größer als ein neugeborenes Kind.

Gewiß, wenn man die Beiden nebeneinanderstellen würde, den „Riesen von Buschir" mit seinen 3,27 Metern Länge und das winzige Püppchen „Prinzessin Pauline", die nur eben 53 Zentimeter erreichte, dann könnte man an das Märchen vom Däumling glauben lernen, aber in Wirklichkeit gab es schon immer eine Grenze auch für die Winzigkeit. Einer der jüngsten Skelettfunde zeigt uns einen Zwerg von 40 Zentimetern Länge, so daß wir wohl behaupten dürfen, daß es Menschen von weniger als 35 Zentimetern Körperwuchs niemals gegeben hat. Aber auch für sie gilt in übertragenem Sinne das, was wir von den Riesen sagten: auch sie gelten nicht als „Wunder der Natur", sondern verdienen eher unser Mitleid.

Hannewiese, sag' es doch!

Erzählung und Scherenschnitte von Dörte Guyot

Die Kinder spielten „Knippkuhln". Dazu braucht man kleine Steinchen, Pflaumen- oder auch Kirschkerne, aber mit den letzteren ist es dann schon schwer. Vier, fünf nehmen die kleineren, aber mit sechs und noch mehr versuchen es die großen Mädchen: die Anna, die Pauline, die Luise.

Wer es einmal versuchen will, der muß sich eine kleine Kuhle machen und da die Steinchen hineintun. Ein besonderes Steinchen behält man zurück und wirft es in die Luft — während man blitzschnell in die Kuhle grapscht und sich so viele Steinchen greift, wie man nur fassen kann — — und inzwischen muß auch der emporgeworfene „Knipper" in der Hand gelandet sein. In eben derselben Hand bei den anderen Knippkuhln! Denn das ist ein Spiel, das man nur mit einer Hand ausführt, wenn es recht sein soll.

Und Krahls Luise konnte es am besten, sie war König darin. Sie konnte sogar acht Knippkuhln zugleich greifen, und das machte sie stolz, weil es keiner sonst konnte. Allerdings muß man bedenken, daß ihre Knippkuhln ganz besonders schöne, runde glatte Kiesel waren, nicht zu klein und auch nicht zu groß.

Die „Gustchen" von Listens Ziegelei kauerte auf dem gelbsandigen Boden und ihr kleiner zotteliger Kopf hob und senkte sich, er machte genau die Bewegungen wie Luisens Hand, die nach den Knippkuhln griff; denn die beiden Mädchen waren Freundinnen. Und Gustchen, lange nicht so behende wie Luise, war des Wunderns voll.

„Gustchen! Guuustchen!" ruft nun eine Stimme von drüben her, „Guuuuustchen!" und eine Hand winkt. Gustchen läßt die dunklen Knopfaugen kaum von der Freundin Kunststücke, aber sie richtet sich doch etwas auf und ihre Arme fuchteln ebenfalls. Von drüben mühlt sich die alte, brüchige Stimme mit ihrem: „Gustchen! Guuuustchen!" und die Kleine schreit nun auch ihrerseits: „Jo, jo! ick kimm gliek!"

Sie hat es aber nicht gar so eilig mit dem „Kimmen"; denn die alte Stimme drüben muß sich noch ein paarmal anstrengen, ehe sich Gustchens Beine in Bewegung setzen. Dann verstummt sie. Aber, indem die Kleine sich aufrafft und davontorkelt, wendet sie sich noch einmal und ruft der Gefährtin fordernd zu: „Kimm do mit, Hannewiese, ick mott nach de Aptheik!" Und da rafft die große blonde Luise sich dann ebenfalls auf, knüpft ihre blanken Steinchen ins Halstuch, schüttelt ihre Röcke ein wenig zurecht, indem sie Gustchen mit drei Sätzen nachspringt und einen langen Arm um die Kleinere schlingt. Und drüben, wo die winkenden Arme nun endgültig im Hause verschwunden sind, liegt die Ziegelei.

Mit mächtigen Butterbemmen versehen sind die beiden zehn Minuten später auf dem Wege zur „Aptheik".

Eine gute Stunde hat man zu laufen bis zur nächsten kleinen Stadt, wenn man die Landstraße geht. Nimmt man den Weg durch die Heide, könnte man eine Viertelstunde sparen; denn die Landstraße macht einen Bogen. Auf der Straße aber wiederum könnte ein Gefährt kommen, das einen zum Aufsitzen einladet — und da würde man dann allerdings über eine halbe Stunde sparen und noch ein seltenes Vergnügen haben.

Ein Wagen aber scheint heute nicht zu kommen, und so laufen die Mädchen was sie können; denn Krahls Mutter hatte gesagt: sie mögen sich mächtig eilen, und sie hat es der verständigen Luise besonders ans Herz gelegt. Emilie, die beste Kuh, ist krank, die schwarzweiße! Und der Herr Kantor, der sich auch um das kranke Vieh erbarmt, hatte gleich gesagt, daß die Salbe aus der Stadt hermüsse, Besprechen und Händeauflegen würden bei Emilie nichts bewirken. Das war nun vor acht Tagen, der liebe Gott hat kein Wunder an der Kuh geschehen lassen und sogar der Schmiecheln geheimnisvolles Gewisper hatte versagt — da meinte nun Krahls Mutter selber, daß es „höchste Tiet" wäre und hat ihrer Enkeltochter, dem Gustchen, acht Silbergroschen in die Hand gezählt. Acht Silbergroschen für die Salbe.

Die beiden Mädchen hatten eine gute Weile mit ihren Broten zu tun, und nun reden sie:

„Ick trau mi nich, Hannewiese — seggst du et?"

„Wat denn?"

„Na — du weest do schon — —!"

„Nee, nee, Gustche — ick weißet beileib' nich!"

„Na, du weißt doch, den Nam' — in de Aptheik!"

„Wat förn Nam, Gustche?"

„Na, den Nam' von die Salb do — Hannewiese!!"

„Hachch, deeeeen Nam' — nee, Gustche, den segg ich nich, beileib nich!"

„Nu aber — ick segg'n o nich — — ick schannier mi —"

Gustchen schnuffelt und wischt mit ihrem karierten Aermel im Gesicht herum, und Luise hat ihre bloßen Arme in die Schürze gewickelt; denn der Himmel ist grau geworden und es weht ein naßkalter Wind. Sie hat ihre Lippen zusammengepreßt — wie ein Klemmeisen würde ihre Mutter sagen

— und über ihrer kleinen geraden Nase steht eine böse Falte. „Dat kannste do nich von mi verlang'n, Gustche, dat kannste nich!

Gustchen schnuffelt nur noch vernehmlicher: „Ich geww di och wat dafför, wat de hebben willst, Hannewiese! Seggst et denn?"

„Wat willste mi denn gewwen, Hmm?"

„Ick gew dei — zwee Aeppeles!"

„Nee, Gustche!"

„Drei Aeppeles?!"

„Nee, Gustche, nee, och nich för vier Aeppeles!"

„Na — na, und wenn ich dei nu min Semmele gew, denn seggstet aber!"

„Dien Semmele? — — deine ganze Semmel — —? nee, nee, Gustche, och dafför nich!" Luise schüttelt wild ihren Kopf, daß der Krummkamm, der den widerspenstigen Haarschopf den Augen fernhält, herausspringt, in den weißblühenden Graben hinein.

„Nee, nee, och för zwee ganze Semmele nich, Gustche!" schreit sie noch aus dem Graben, wütend und mit drohenden Gebärden — denn sie hat um ihren Kamm in die Brennesseln fassen müssen — —

„Och nich för dusend Semmele segg ick et!"

Vor dem Apothekenlädchen angekommen, hat Luise noch nicht einmal mithineingehen, sondern viel lieber auf dem geschwungenen Treppengeländer warten wollen. Aber Gustchen hat sie da am Zopf gezerrt — und hinter der Fensterscheibe war des Herrn Apothekers freundliches Gesicht zu sehen — und da ist sie dann doch mitgegangen.

Der nette Apothekenherr ist es gewohnt, daß seine kleine Dorfkundschaft erst immer eine Weile braucht, ehe sie ihre Bestellungen ausrichtet. Da sind die vielen Dosen und Döschen — da ist der eigene Geruch und die sonderbaren Flaschen — —

Zutraulich werden diese Mädchen erst, wenn sie die Spanschachtel mit den Pfefferminzkügelchen sehen. Er nickt also nur erst freundlich und schaufelt aus einem Schubkasten irgend etwas Kräuternes in eine gelbe Tüte. Und im Hintergrund auf der eisernen Bank sitzt eine alte krumme Mutter, die in einemfort vor sich hingnickert.

Aber die ist dann doch einmal gegangen, obwohl sie sich sehr umständlich mit ihren Pfennigen und ihrer gelben Tüte hatte.

Jetzt aber sind die Mädchen an der Reihe, und der Herr Apotheker guckt über seine blanke Brille und fragt aufmunternd: „Nun, was wollt denn ihr?" Gustchen stupst Luise und die stupst zurück.

„Nun — habt es wohl vergessen — oder habt ihr den Zettel verlor'n, was?"

Luisens verklemmte Lippen lassen keinen Ton heraus und sie beginnt die Arme wieder in der Schürze zu verwickeln, obwohl es hier drinnen hübsch warm ist; denn die Küche ist gleich nebenan. Gustchen hat immerhin mit einem Kopfschütteln geantwortet, und nun schnuffelt sie.

Der Apotheker kraut an seinem grauen Backenstreifen herum — „Wofür wollt ihr denn was? — Ist die Mutter krank? — oder ists der Hund, oders Pferd? — oder was?"

„Nee, nee, de Kauh", schnuffelt Gustchen und trampt dann plötzlich auf Luisens Fuß und greint los: „Hannewiese, segg et doch!"

Aber die trampt nur zurück und versteckt dann das Bein unter dem Rock —

„Haha!" der Apothekenherr schmunzelt gewaltig und zupft dem braunen Gustchen an den wirren Haarzotteln, die bis auf die Nase hängen — — „Ei, dann soll et doch sicher Düwelsdreck sin, naa?"

„Jo!" flüstern die Zwei erleichtert und nicken, und Gustchen streckt ihre zusammengeballte Hand hin und läßt die acht Silbergroschen sehen. „Jo," flüstert sie nochmals, „jo, Düwels — —"

Nun verstummt auch der Kleinen Schnuffeln wieder und die Große kann ihre Arme auswickeln; denn der Herr Apotheker hat ein weißes Porzellanglas heruntergelangt, auf dem ein langer lateinischer Name zu lesen steht. Und den kann kaum einer aussprechen und noch viel weniger behalten, und denken kann man sich ganz und gar nichts darunter. Er hat daraus ein dickes, fettiges, teerschwarzes Zeug in ein Blechschächtelchen gefüllt — „Düwelsdreck", schmunzelt der freundliche Herr, „paßt mal auf, es hilft eurer Kuh. Wie alt is se denn?"

„Driee!"

„Et es de Emilje!"

„Soso, na, dann reibt sie schön ein, die Emilie, dreimal am Tag, und laßt sie liegen und jagt sie nich auf."

Den Heimweg aber haben die beiden wieder recht einträchtlich umschlungen angetreten, jeder sechs zuckrige Pfefferminzkügelchen in der Hand. Und in Luisens Halstuch, neben den Knippkuhln, klappert das Schächtelchen mit der unaussprechlichen Salbe, die einen so „schennierlichen" Namen hat.

Aufnahm n: B

Kinder komm

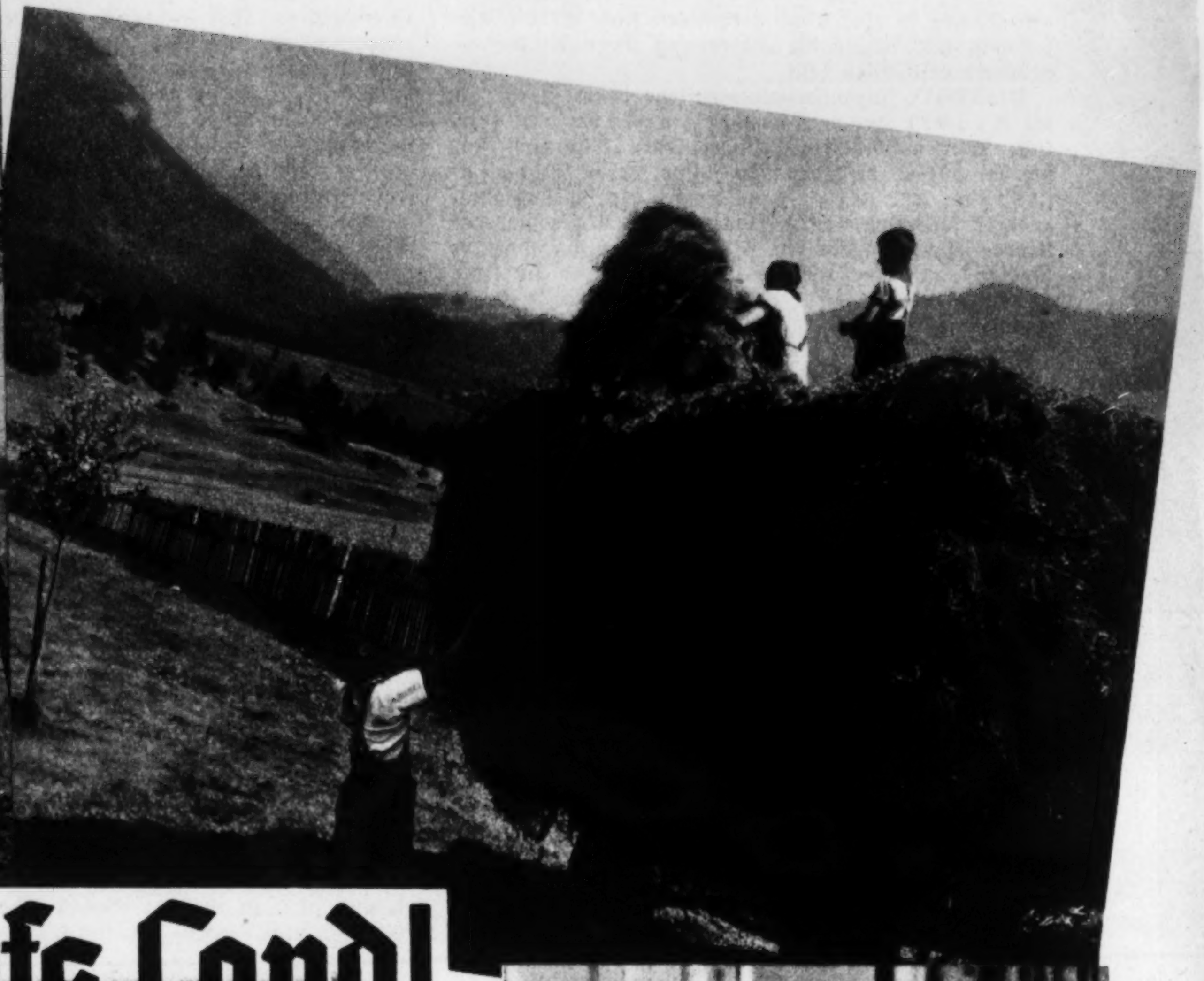
Aus der Arbeit der NSV- Ju

Aufn- men:
NSV Archiv
L. rper
Dr. mann

„Die NSV. beschränkt die Zielsetzung ihrer Arbeit an der Gesunderhaltung unserer Jugend nicht darauf, bereits vorhandene gesundheitliche Schäden wieder gutzumachen, sie betrachtet es vielmehr als ihre Hauptaufgabe, durch großzügige, vorbeugende, gesundheitsfördernde Maßnahmen den Gesundheitszustand der heranwachsenden, jungen Generation so zu fördern, daß sie in der Lage ist, die ihr im späteren Leben gestellten Aufgaben zu erfüllen."

Diesen einprägsamen Satz hat die NSV. ihren Richtlinien über ihre Jugenderholungspflegearbeit vorangestellt und damit den Sinn und die Aufgabe dieser Arbeit eindeutig herausgestellt. „Großzügige, vorbeugende, gesundheitsfördernde Maßnahmen" stehen in ihrem Mittelpunkt, und in der Praxis sind damit die von der NSV.-Jugenderholungspflege organisierte Kinderlandverschickung, die Heimverschickung für vorschulpflichtige, schulpflichtige und schulentlassene Kinder und Jugendliche und endlich auch die örtliche Erholungsfürsorge gemeint.

Unter diesen Einrichtungen verkörpert die Kinderlandverschickung am sinnfälligsten den völkischen Gemeinschaftsgedanken der Wohlfahrtspflege im nationalsozialistischen Staate.



ahm…n: Beilstein

…nen aufs Land!

…s- Jugenderholungspflege

Aufn… …men: NSV … Archiv L. … …rper Dr. … …omann

Durch die Opferbereitschaft der Volksgenossen, insbesondere der auf dem Lande wohnenden, war es der NSV. möglich, seit 1933 fast zwei Millionen Kinder für je durchschnittlich sechs Wochen in Familienpflegestellen unterzubringen und neben der Erholung das Erlebnis eines Landaufenthaltes zu verschaffen.

Mit durchschnittlich 175 000 Kindern, denen jährlich die **NSV.-Heimverschickung** zugute kam, stand diese Einrichtung der Kinderlandverschickung an Umfang und Bedeutung bisher am nächsten. Sie hat durch die Notwendigkeit, die Jugenderholungsheime als Lazarette und Soldatenerholungsheime in den Dienst unseres großen Abwehrkampfes zu stellen, zeitweilig ihre Erholungspflegearbeit unterbrechen oder doch wesentlich einschränken müssen. Mehr denn je richtet deshalb die NSV. ihr Augenmerk auf die Kinderlandverschickung und sie ist bemüht, diesen Gedanken sozialer Hilfe wach zu erhalten und ihm neue Freunde zu gewinnen. Denn die Betreuung gesundheitlich gefährdeter Kinder darf **auch im Kriege** und gerade im Kriege **keine Unterbrechung** erfahren. Ihr Kreis ist gegen früher nicht kleiner geworden. Denn zu der „normalen Zahl" treten die Kinder der Familien hinzu, die durch unseren Ab-

wehrkampf in eine Lage gekommen sind, die die Entsendung und damit die Betreuung ihrer Kinder angebracht erscheinen läßt.

Die NSV.-Jugenderholungspflege denkt hierbei an die Kinder von Frontkämpfern oder sonst zum Wehrmachtsdienst einberufenen Männern und hierbei wieder besonders an solche, deren berufstätige Mütter sich durch die Uebernahme anderer Pflichten nur in beschränktem Maße um ihre Kinder kümmern können. Ihnen gegenüber hat die Nation eine Dankesschuld abzutragen, und sie kann es, wenn recht viele Familien recht vielen Müttern die Sorge um die körperliche und erziehliche Betreuung der Kinder für ein paar Wochen abnehmen.

Die NSV.-Jugenderholungspflege trägt bei ihrer Werbung für den Gedanken der Kinderlandverschickung und bei der Auswahl der zur Entsendung kommenden ferner der Tatsache Rechnung, daß in der gegenwärtigen Zeit Jugendliche mit dem Verlassen der Schule vielfach eine volle Arbeitskraft ersetzen müssen. Für die Kräftigung und Stärkung der Jugendlichen, die im letzten Schuljahr stehen, zu sorgen und sie körperlich instand zu setzen, daß sie nach dem Verlassen der Schule ihren Platz ausfüllen können, ist darum notwendig und eine von der NSV.-Jugenderholungspflege als zu ihren vordringlichen Aufgaben gehörend erkannte Sonderpflicht.

So hat sich der Aufgabenkreis der NSV.-Jugenderholungspflege durch die Zeitumstände erweitert und zugleich auch verlagert. Verlagert nicht nur, was die Gesichtspunkte bei der Auswahl der Kinder, sondern auch, was die Praxis der Jugenderholungspflege anbetrifft. Der Schwerpunkt liegt in noch viel stärkerem Maße als bisher auf der Kinderlandverschickung, und die freiwilligen Helfer und Helferinnen der NSV. müssen sich um die Bereitstellung einer noch größeren Anzahl kostenfreier Familienpflegestellen bemühen. Denn diese sind in Voraussetzung der Kinderlandverschickung, dieses in der Welt einzig dastehenden Werkes sozialer Jugendfürsorge.

Nicht jeder Gau kann in diesem Jahre Jugendliche aufnehmen. Die Gebiete unseres Vaterlandes, die als Kriegsgebiete erklärt worden sind, fallen aus erklärlichen Gründen fort. Für die andern Teile unseres Vaterlands gilt es nun, den Ausfall an Pflegestellen durch ein erhöhtes Angebot wettzumachen. Und an alle Familien, die auf dem Lande wohnen, richtet sich deshalb der Appell der NSV., einem kleinen erholungsbedürftigen Gast für ein paar Wochen Tür und Herz zu öffnen.

Die Besorgnis, daß diese Krankheiten mitbringen oder besonderer zeitraubender Pflege bedürfen könne, ist hinfällig. Nur organisch gesunde Kinder, die zwar erholungsbedürftig sind, aber keine systematische ärztliche Betreuung brauchen, kommen für die Kinderlandverschickung in Frage. Auch die Meinung, mit dem fremden Kinde käme der Aerger ins Haus, weil es ungezogen ist und sich nicht in den Haushalt einordnen will, ist falsch. Nur erbbiologisch einwandfreie Kinder mit guten charakterlichen Eigenschaften werden in Familienpflegestellen untergebracht. Denn neben dem Arzt, der die organische Gesundheit des zur Entsendung vorgeschlagenen Kindes bescheinigen muß, wird auch von seinen bisherigen Erziehern — Lehrern und HJ.-Führern — ein Zeugnis verlangt; aus dem seine Eignung zum Aufenthalt in einer fremden Familie unzweifelhaft hervorgehen muß. Und wer nun noch Angst hat, seinen Feriengast mit den der eigenen Familie zugeteilten Lebensmitteln nicht sattmachen zu können, dem sei gesagt, daß die zur Verschickung gelangenden Jungen und Mädel selbstverständlich ihre gesamten Lebensmittelkarten mitbringen.

„Kinder aufs Land!" lautet die an alle Volksgenossen gerichtete Parole auch in diesem Kriegssommer. „Vermehrt in den Gauen, in denen es möglich ist, die Freiplätze um ein Vielfaches!" lautet ihre sinngemäße Ergänzung. Daß sie in unserm Vaterlande gehört und befolgt wird, zeigt das Beispiel Ostpreußen. Dieser Gau hat in normalen Zeiten jährlich 12 000 Kindern Freiplätze gewährt; in diesem Jahre hat er bereits 56 000 für die Kinderlandverschickung zur Verfügung stehende Freiplätze gemeldet. Vielleicht aus Dankbarkeit dafür, daß ihm die Schrecken des Krieges, die es im Weltkrieg so hart und bitter kennenlernen mußte, erspart blieben? Haben wir in den andern Gauen, in denen wir den Krieg nur mittelbar erleben, in sein wahres Gesicht aber nicht schauen brauchen, nicht einen ähnlichen Grund zur sozialen Tat?!

Aber nein: wir wollen nicht nach besonderen Gründen suchen, die uns zur Opferbereitschaft Veranlassung geben könnten. Wir wollen es als deutsche Menschen ganz einfach als unsere Pflicht betrachten, zu unserm Teile dazu beizutragen, Freude zu bereiten und „den Gesundheitszustand der heranwachsenden jungen Generation so zu fördern, daß sie in der Lage ist, die ihr im späteren Leben gestellten Aufgaben zu erfüllen". Auch das ist Dienst am Vaterlande, und kein geringer. Und ein Dienst, der seinen Lohn in sich trägt, getreu dem Dichterwort:

… „denn die Freude, die wir geben,
kehrt ins eigne Herz zurück".

Wilhelm Zörner

Aufnahme: W. Hase

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

17. Fortsetzung

Der Junge erwiderte nichts. Er lag halb auf der Bank, den Kopf auf der Schulter und war eingeschlafen. Die Mutter brachte ihn in eine bequemere Lage, schob ihm den Rucksack untern Kopf und deckte ihn zu. Beim ungewissen Schein des Schiffslichtes blickte sie in das junge, verschlossene Gesicht, und wieder sagte ihr eine innere Stimme, daß sie ihn einmal würde hergeben müssen . . . später, jetzt war er ja noch ein halbes Kind. „Er wird sich in Bonpland eingewöhnen, er hat dann eine Beschäftigung, die ihn interessiert. Es wird alles gut werden", dachte sie getröstet.

So saß die Mutter unter ihren schlafenden Kindern, den Arm um das Jüngste gelegt, das sie im Schoße hielt; sie horchte auf die leichten, ruhigen Atemzüge, und Vergangenes und Zukünftiges ging durch ihren Sinn.

Dann wurde es Morgen. Das Schiff löste die Anker und passierte die Stromschnelle und fuhr langsam den breiten, majestätischen Strom hinab. Da noch dicke Wolken am Himmel standen, kam die Sonne nur stellenweise durch. Wolkenschatten lagen über den Uferwäldern, aber die kleinen Inseln mit den kahlen Felsen waren rosig angestrahlt. Wieder sahen sie die großen, phantastischen Vögel unbeweglich stehen oder in langen Reihen sitzen, wie damals vor fünf Jahren, als sie den Paraná aufwärts fuhren.

Früh gegen sieben Uhr langten sie im Hafen von Candelaria an. Frau Rohde ging mit den Kindern ins Hotel Hamburgo und ließ das Gepäck nachholen.

Es war zwischen den Eheleuten ausgemacht worden, daß Frau Rohde von hier aus ihren Mann anrufen sollte und er ihr dann ein Auto schicken würde. Wie war ihr zumute, als sie wieder den Hörer des Telephons in der Hand hielt. Konnte sie denn überhaupt noch telephonieren?! Und dann hörte sie drüben ihres Mannes Stimme. Sie nahm den zweijährigen Wolfgang auf den Arm und ließ ihn ein paar Worte hineinsprechen, das im Urwald geborene Kind, nach dessen Geburt der Vater gleich fortgewandert war.

Und dann kam das Auto. Nach den fünf Urwaldjahren war es ein richtiges Erlebnis. Helmut betrachtete prüfend und eingehend die Konstruktion und setzte sich gleich neben den Fahrer; er war lebhaft und lustig. Die Kinder jubelten. Frau Rhode atmete auf und lehnte sich mit einem wundervollen Gefühl des Ausruhens und Wohlbehagens in die Polster zurück. Ach, wie tat das dem Rücken einmal gut, der Tag für Tag in glühender Sonnenhitze sich bücken mußte! Sie beobachtete ihren vergnügten Jungen vorn am Steuer, immer leichter und glücklicher wurde ihr zumute.

Es war eine herrliche Fahrt durch hochgeschwungene Waldgebirge mit weiten Ausblicken über freies, offenes Gelände. Das fiel allen auf. Sie waren ja an die dunkle, erstickende Enge des dichten Urwaldes gewöhnt.

Nach ungefähr dreistündiger Fahrt kamen sie in Bonpland an. Das Auto stoppte vor dem Gebäude der Tabak-Companie. Hier stand der Vater. Er sah straff, gesund und braun aus und streckte mit glücklichem Lachen den Seinen die Hände entgegen.

Helmut

In Bonpland wurde zunächst das im Urwald geborene Kind der Familie auf den dringenden Herzenswunsch seiner Mutter getauft. Dann begab sich Frau Rohde in das Krankenhaus zu Posadas, um die nötige Operation an sich vornehmen zu lassen. Als eine vollkommen gesunde Frau kehrte sie zu den Ihrigen zurück.

*

Bonpland war ein Pueblo, ein Dörfchen von ungefähr tausend Einwohnern, mit Post, Arzt, Apotheker, Friedensrichter, Geschäften, Handwerkern. In der Mitte lag die Plaza, ein viereckiger, mit einfachem Draht eingezäunter Platz, auf dem Palmen standen, und der ganz quadratisch eingeteilt war, vier Ausgänge und vier schattige Winkel, wo je eine Bank stand.

Heinrich Rohde hatte in Bonpland ein Haus gemietet. Helmut war bei der Tabak-Companie als Mechanikerlehrling eingetreten. Vater und Sohn gingen morgens in den Betrieb und Frau Hanna waltete in dem Hause als Hausfrau. Aber sie sagte öfter zu ihrem Mann: „Wollen wir uns nicht eine Chacra kaufen?"

Rohde ließ sich das durch den Kopf gehen und meinte: „Eine Chacra, ein eigener Besitz, wäre schon ganz schön. Wir hätten dann einen sicheren Rückhalt. Aber soll ich meine Stellung deswegen aufgeben?"

„Das sollst du nicht. Ich werde sie bewirtschaften."

„Du, Hanna? Ach oft, wenn ich dich sah, wie du dich mit der harten, schweren Arbeit geschunden hast und daran dachte, wie anders du es in Berlin gewöhnt warst . . ."

„Das ist lange her, Heinrich. Und eine praktische Frau war ich immer."

„. . . da hast du mir oft leid getan Nun ist das nicht mehr nötig. Sei nun wieder Frau und Hausfrau wie früher."

„Nur Frau und Hausfrau?"

„Ist das nicht genug?"

Frau Hanna schüttelte den Kopf. Nach dem, was sie in den letzten zwei Urwaldjahren geleistet hatte, befriedigte sie die Hausarbeit nicht mehr. Natürlich mußte sie gemacht und auch ordentlich gemacht werden, aber mehr summarisch. Sie sollte wieder Hausfrau wie früher werden, sagte ihr Mann. Ja, sie war mit Lust und Liebe Hausfrau gewesen, ganz aufgegangen war sie in ihrer Häuslichkeit. Wenn sie noch daran dachte, mit welcher Freude sie die Kittelchen für ihre Kinder stickte, welchen Wert sie auf einen schöngedeckten Tisch legte, wie gern sie in ihrer weißen, blitzblanken Küche herumwirtschaftete und kochte und eine Menge Gäste um sich sah. Aber dazu gehörte die Heimat. Dazu gehörte Deutschland und alles Schöne und Trauliche in Deutschland.

Hier hieß es nur arbeiten und vorwärts kommen.

Ihr Mann meinte es gut. Aber es waren doch ziemlich enge Verhältnisse, in denen sie steckten. Hingegen das Gehalt ihres Mannes, zusammen mit den Einkünften einer Farm, hier Chacra genannt: das gab schon eine andere Grundlage und andere Zukunftsaussichten, auch für die Kinder. Für die Kinder war das überhaupt nichts hier. Ekkehart war ein kleiner Tunichtgut, der sich mit allen Jungen raufte und zerkratzte, mit Beulen und ausgerissenen Aermeln nach Hause kam. Es gefiel ihm nicht im Pueblo. Er verlangte stürmisch nach einem Potrero mit vielen Pferden. Er wollte Tabak- und Maisfelder sehen. „Hier ist ja bloß Dreck", sagte er mißbilligend und schurrte mit den Füßen in dem dicken Staub der Straße.

Rohdes erwogen den Ankauf einer Farm hin und her. Trotzdem wohnten sie ziemlich ein Jahr zusammen unten in Bonpland. Da brachte ein an sich schmerzliches Erlebnis die Entscheidung.

Rohde und seine Frau pflegten öfter des Abends ein Stück spazierenzugehen. Eines Sonntags kehrten sie spät von einer weiten Wanderung durch die herrlichen, immergrünen Laubwälder zurück. Fremdartig lag das kleine Bonpland im Mondenschein; um die Plaza herum standen die flachen, hellen Häuser, alle Türen waren offen. Aus dem Hause des Apothekers klang Klavierspiel. Frau Hanna blieb stehen und hörte zu. „Es ist die Frau des Apothekers, die spielt", sagte ihr Mann.

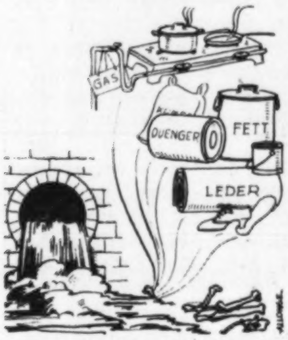
„Ein Klavier, hier am Ort gibt's ein Klavier!" Hanna konnte es kaum fassen. Sie stand noch immer und lauschte dem ziemlich stümperhaften Spiel. Da trat der Apotheker aus der Tür und lud die Fremden ein, in sein Haus zu kommen. Es war ihm eine Ehre, wenn seine Frau vorspielte. Die glutäugige kleine Frau am Klavier lächelte geschmeichelt, und nachdem sie schon einige Schlager gespielt hatte, erhob sie sich und forderte die Senora auf, nun ihrerseits zu spielen. Darauf hatte Hanna nur gewartet; ja, sie hatte sich die ganze Zeit über danach gesehnt, ans Klavier zu dürfen. Sie schlug die Tasten an, wollte sie mit ihrem in ihrer Familie berühmten, melodisch weichen Anschlag berühren, aber zu ihrem Schreck kamen nur schwerfällige, unzusammenhängende Mißtöne aus dem Instrument. Ihre harten, rauhen Arbeitshände konnten nicht mehr spielen. Sie versuchte es noch einige Male, es hörte sich zu traurig an . . .

Da stand sie auf, sie war ganz blaß. „Es geht nicht mehr", sagte sie zu

Werte aus Wertlosem

Von Dr. H. Müller

In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts suchten die Kokereien händeringend den übelriechenden Kohlenteer an den Mann zu bringen, bis eines Tages der Engländer Perkin den ersten Farbstoff daraus herstellte. Seitdem hat die deutsche Industrie an Farbstoffen, Heilmitteln und Chemikalien aller Art Milliardenwerte aus diesem Abfallstoff erzeugt.



Wir haben inzwischen gelernt, auch andere Abfälle zu verwerten: Aus städtischen Abwässern gewinnen wir Klärgas, das höheren Heizwert besitzt als Kohlengas. Aus Abwässern fettverarbeitender Industrien, aus Knochen und Kaffeesatz wird Industriefett gewonnen, Fischabfälle werden auf Perlmutteressenz, Düngemittel und kostbares Leder verarbeitet, Fleischfasern liefern uns keimfreies Tamponadenmaterial; kurz es gibt kaum einen Abfall, woraus technischer Erfindergeist nicht einen Wert zu schaffen imstande wäre.

Sind diese Werte aus Abfall, so werden andere kostbare Erzeugnisse aus geringwertigen Rohstoffen geschaffen. Aus dem wertlosen Ballastsand Monazit holen wir die seltenen Metalle Cerium und Thorium heraus, die jeder von Gasglühstrümpfen und Feuerzeugen her kennt. Auch das Mesothorium, das Heilstrahlen spendet und 50 000 mal so teuer ist als Gold, wird aus dem Monazitsand gewonnen.

Jahrzehnte hindurch weigerten sich die Hüttenfachleute „arme Erze", wie die des Gebietes von Salzgitter, zu verarbeiten. Der ungeheure Wille eines Hermann Göring hat es durchgesetzt, daß in den nach ihm genannten Riesenwerken nach neuen Verfahren diese Erze auf das kostbare Metall verarbeitet werden.

Der Zellstoff, die Grundlage unserer Papier-, Kunstseide- und Zellwollindustrie, teilweise auch unserer Spreng-stoff- und Kunststoffindustrie, wurde bisher ausschließlich aus Holz gewonnen. Neuerdings zieht man für diesen Zweck auch das Stroh heran, das in einer Jahresmenge von 40 Millionen Tonnen anfällt. In Braunkohlenbergwerken finden sich außerdem noch unverkohlte Reste fossiler Wälder, die sogenannten Lignite, in so großer Menge, daß wir die Hälfte unseres gesamten Zellstoffbedarfs damit decken können, wenn ihre Erfassung einmal restlos gelungen ist. Auch Schilf, Kartoffelkraut und Ginster sind Zellstoffspender, während der Hopfen uns eine ganz vorzügliche, dem Hanf gleichwertige Naturfaser liefert.

Sogar aus Tannennadeln gewinnen wir einen Textilstoff, der hauptsächlich als ungezieferabweisendes Polstermaterial verwendet wird, während das Abfallholz des deutschen Waldes mehr und mehr in die Holzverzuckerungsindustrie wandert. Der aus diesem Zucker gewonnene Alkohol wird unseren Treibstoffen zur Erhöhung der Klopffestigkeit zugesetzt, während die Hefe, die auf biologischem Wege daraus erzeugt wird, der Landwirtschaft als wertvolles Eiweißfutter zugute kommt.

In der Verwertung der Altstoffe geht Amerika seit Jahrzehnten bahnbrechend voran. Es ist das metallreichste Land der Erde und gewinnt trotzdem, um nur ein Beispiel zu nennen, 42 v. H. seines Kupferbedarfs aus Altmaterial. Seit 1933 hat auch Deutschland in der Altstoffsammlung große Fortschritte gemacht. In erster Linie werden Papier, Metalle, Webwaren, Gummi und Altöle gesammelt.

Die Jahresmenge von rund einer Million Tonnen Altpapier wird teilweise der Papierindustrie zugeführt, teilweise, aufs feinste gepulvert, als Füllmittel für Zündstoffe, Linoleum, Gummi und Kunstharze verwendet.

Altöle werden, gereinigt und regeneriert, wie vollwertige Frischöle wieder eingesetzt. Die Gummiregeneration erstreckt sich einstweilen nur auf beste Erzeugnisse wie Auto- und Motorraddecken, da dieses Problem bisher noch nicht ganz befriedigend gelöst werden konnte. Man hofft jedoch, in absehbarer Zeit bis zu 25 v. H. des deutschen Verbrauchs aus Regeneratgummi decken zu können. Die Alttextilverwertung endlich erfaßt heute nicht nur Lumpen, sondern alle Webwarenabfälle einschließlich Kunstseide und Zellwolle.

Welche Mengen von Metallen aller Art ungenutzt in gewerblichem und privatem Besitz lagerten, hat die Metallsammlung zum Geburtstag des Führers bewiesen. Dabei ist es gleichgültig, ob reine Metalle oder Legierungen abgeliefert wurden, denn die Technik ist heute imstande, zum Beispiel aus Neusilber, das aus 20 v. H. Nickel, 30 v. H. Zink und 50 v. H. Kupfer besteht, die einzelnen Metalle herauszutrennen und jedes für sich dem gewünschten Zweck zuzuführen.

Mit vereinten Kräften wird es uns allmählich gelingen, die Forderung zu erfüllen, die als Leitsatz über unserer nationalen Altstoffverwertung steht: „Der Weg des Verbrauchsgegenstandes vom Erzeuger zum Verbraucher und des Altstoffs wieder zurück vom Verbraucher zum Erzeuger muß mehr und mehr zu einem lückenlosen Kreislauf ausgestaltet werden."

Verpflanzte Menschen (Roman)

Fortsetzung von Seite 233

ihrem Mann. Stumm gingen sie zusammen nach Hause, keins sprach ein Wort über das Erlebte.

Am nächsten Tage brachte Frau Rohde das Gespräch wieder auf die Farm. „Wenn du nur nicht so schwer arbeiten müßtest", sagte ihr Mann bekümmert.

Sie blickte auf ihre rauhen Hände nieder: „Die können doch nichts anderes mehr." „Hanna!"

Doch die Frau hob schon wieder den Kopf, beinahe schämte sie sich ihres raschen bittren Ausrufes. „Es fuhr mir nur so heraus. Was vorbei ist, ist vorbei, und es ist gut so, wie es ist, ich bin ganz zufrieden. Ob du es mir nun glaubst oder nicht, ich bin jetzt eine Pflanzersfrau, die alles angreifen kann."

„Das hast du wahrhaftig bewiesen, Hanna. Nun, wir wollen es von nun an ernstlich im Auge behalten. Du kannst dir ja auch jetzt Arbeiter zu Hilfe nehmen."

Kurze Zeit später bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit, eine Chacra zu erwerben. Sie war elf Kilometer von Pueblo entfernt hoch oben in den Bergen gelegen, insektenfrei, in herrlicher Luft und bereits seit längerer Zeit bebaut. Bohnen- und Maisfelder, Tabak- und Baumwollpflanzungen gehörten dazu und eine bereits ertragsfähige Yerba-Pflanzung. Die Siedlung hatte etwas Weites, Freies, war nicht so vom Urwald bedrängt wie die in Paraguay. Das Haus stand gesondert und frei auf einem Grasplatz, an dem ein ziemlich breiter Weg vorüber führte. Es war, wie die meisten Kolonistenhäuser, langgestreckt, mit einem Schindeldach und einer auf Holzpfeilern ruhenden Vorlaube, und mit der Küche durch einen Weinlaubengang verbunden. Auf dem Hofe, der von den Nebengebäuden, Hühnerstall, Schuppen eingefaßt war, standen Apfelsinen- und Zitronenbäume und in der Mitte ein immergrüner, schattiger Pareisobaum.

Heinrich Rohde erstand die Chacra, obwohl der Kaufpreis seine Geldmittel um ein Beträchtliches überstieg. Es war aber kein Risiko dabei. Er hatte ja ein festes Einkommen. Von seinem Gehalt und dem Ertrag der Ernten würden sie den Rest in absehbarer Zeit abstoßen können.

Es wurde nun beschlossen, daß die Mutter mit den jüngsten Kindern hinauf auf die Chacra ziehen sollte. Rohde wohnte die Woche über in einem Hotel, und für Helmut fand sich Schlafgelegenheit bei einem Tischler. Wochenende und Sonntag verlebten sie auf der Chacra. Helmut lief mit seinen jungen Beinen hinauf, und der Vater ritt auf einem Pferde. Auto hätte hier keinen Zweck gehabt, da das Gelände von einem Fluß durchschnitten war, über den nur eine alte löcherige Holzbrücke führte.

Es kam nun für Frau Rohde eine starke, schaffensfrohe Zeit. Nicht so mühselig wie früher; es ging alles in größerem Maßstabe vor sich. Sie lebten nun auch großzügiger und mehr aus dem Vollen, hatten eine Anzahl Pferde und Kühe, den Korral voll Schweine und eine Menge Federvieh. Es gab keine Mißernten, alles wuchs und gedieh. Sie hatten einen zuverlässigen Peon zur

ständigen Hilfe, außerdem legten die Kinder auch bereits mit Hand an, sogar der kleine Wolfgang kam schon mit seinen festen Beinchen mit ins Feld gelaufen.

Drei-, viermal während der Wachsezeit mußte das Land vom Unkraut befreit werden, das war die schwerste und heißeste Arbeit von August bis März. Jeder mit einer Putzhacke bewaffnet, so zog die Familie ins Feld, groß und klein mußte hacken. Manjoka und Bataten blieben in der Erde liegen, und die Hausfrau und die Kinder holten je nach Bedarf für die Küche oder die Kuh- und Schweinefütterung.

Juni und Juli waren die großen Erntemonate für Mais, Mate-Tee und Baumwolle. Der Tabakbau war eine schmutzende, klebrige Arbeit, bei der alle Hände der Familie mit anfassen mußten. Frühmorgens ging's in die Pflanzung; die Blätter wurden nach unten abgebrochen und dabei sortiert, je nachdem das Blatt schön glatt oder angefressen war; die Blätterhaufen trug man nach dem Wagen, der am Rande stand. Der Saft, der aus den Pflanzen lief, machte die Hände ganz klebrig. Frau Rohde war während der Tabakernte für nichts anderes zu haben. Haushalt, Kinder, Kochen, alles Nebensache. Viel schöner war die Baumwollernte, sie ging zwar sehr langsam, war aber leicht und sauber, und die Kinder halfen mit Vergnügen ‚Algodon', das weiße Gold der roten Erde zu bergen.

Während der Erntezeit stellte Frau Rohde auch andere Hilfskräfte mit ein, besonders bei der Yerba-Mate-Ernte, die im Mai begann und sich je nach der Größe der Pflanzung manchmal bis in den Oktober hinzog. Im Mai kamen die Tariferos, die Pflücker, von allen Gegenden herbeigeströmt, um bei der Tarifa Geld zu verdienen. Diese Pflücker, mehr oder weniger schwarze Kerle, waren der Ausschuß des Landes, gemein, frech und unverschämt. Frauen und Mädchen taten gut, weite Umwege zu machen, um nicht an einer solchen Tropa von Tariferos vorbeizukommen. Aber Frau Rohde wurde schon mit ihnen fertig. In der Yerba-Mate-Ernte ging es nicht ohne sie; diese Ernte war sehr umständlich. Zunächst wurden die Blätter mit den allerkleinsten Stielen von den Aesten und Zweigen abgerissen, und in der Sapechadora, einer Eisentrommel, die über einem großen, hellen Feuer gedreht wurde, getrocknet, dann kamen die heißen Blätter auf den Barbacua, ein aus schlanken Rundhölzern aufgebautes, großes Gestell, ähnlich einem großen Bienenkorb, das von unten durch einen etwa vierzehn Meter langen Heizungskanal erhitzt wurde. Nach anderthalb Tagen des Röstens war der Mate fertig und wurde nun gleich heiß in der Canchadora durch eine große, von Pferden oder Maultieren gezogene Walze klein gestampft. Wohlgelungener Yerba sah goldgrün aus und strömte einen wunderbaren Duft aus; er war das Nationalgetränk der Argentiner, das auch in den ärmsten Ranchos zu finden war.

Frau Rohde war den ganzen Tag auf den Füßen, stellte die Peonen an, arbeitete in den Pflanzungen, besorgte den Haushalt und unterrichtete noch eine ganze Schar deutscher Kinder. Sie war jetzt eine frische, kräftige Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Rohkostvorspeise nicht vergessen!

Von Dr. Hans Hajek

Das Bestreben jeder deutschen Hausfrau ist heute natürlicherweise darauf gerichtet, „ihre Leute" satt zu bekommen. Von diesem Standpunkte aus erscheinen die Salate überflüssig, die Salat-Vorspeise erst recht. Denn Appetit zu wecken, ist doch jetzt eher von Uebel als von Nutzen — meinen viele. Es ist aber das genaue Gegenteil der Fall. Nur das mit Appetit verzehrte Essen wird richtig ausgenützt; alles andere Essen aber ist jetzt Verschwendung. Dazu kommt, daß die Salate, die den Appetit erregen (denn Appetit und Hunger ist keineswegs dasselbe), auch sonst noch wichtige gesundheitliche Dienste zu leisten haben: sie erleichtern die Verdauung, sie führen dem Körper unentbehrliche Salze und Ergänzungsstoffe (Vitamine) zu und helfen damit doppelt, die rechte Verwertung der eingenommenen Nahrung und das Gesundbleiben zu gewährleisten. Man braucht mit solchen Ansichten und mit ihrer Befolgung noch kein „Rohköstler" und kein Vegetarier zu werden, was der Verfasser dieses Aufsatzes übrigens auch nicht ist; man kann aber sehr wohl auch tun, was andere Volksgenossen bereits seit langem als gut und nützlich sich angewöhnt haben.

Ein ebenso billiger wie wertvoller Rohkostsalat wird aus Möhren oder aus Karotten hergestellt. Die Oberfläche wird mit einem Messer abgeschabt und dann die Wurzel auf einem Reibeisen, noch besser auf einer Raspel in mehr oder minder feine nudelartige Spänegeteilt. Sie werden mit ein wenig Oel, Essig, Salz und etwas gehackter Petersilie angemacht. Stehn darf der Salat wie alle Salate nicht lange, weil er dann an Geschmack und Wert sehr verliert.

Ebenso raspelt man Petersilienwurzel, Sellerieknolle, rohe rote Beete, weißen oder schwarzen Rettich. Alle diese Gemüsewurzeln sind den ganzen Winter über ausreichend und billig zu haben. Es ist übrigens ganz falsch zu glauben, Salat sei nur etwas „für den Sommer", er ist sogar im Herbst und Winter noch viel nötiger für uns. Nur sind an die Stelle des sommerlichen grünen Blattsalats jetzt die Wurzelsalate gekommen. Auch der Kartoffelsalat ist ja schließlich so ein Wurzelsalat, aber einer aus gekochten Knollen, er ist auch mehr ein Nahrungsmittel als eine Vor- und Zuspeise, deshalb soll hier weiter keine Rede von ihm sein.

Einen Blattsalat gibt es übrigens auch den Winter durch und neuerdings nicht nur in West- und Südwestdeutschland, das ist die Endivie und ihr breitblättriger Bruder der Eskariol. Sie sind beide mit der Zichorie verwandt, deren bleiche, hellgelbfleischige Triebe unter dem belgischen Namen Chicoree seit dem Weltkrieg auch bei uns Eingang und Liebhaber gefunden haben. Alle diese spätherbstlichen und winterlichen Blattsalate haben wie der gesündeste des frühen Frühlings, der Löwenzahn, einen Bitterstoff in sich. Darum werden viele Leute davon abgestoßen. Dieser Bitterstoff ist aber gerade ganz besonders gesund, und die richtigen Kenner schätzen eben diese (je nach dem) zarte oder deutliche Bitterkeit.

Zwei kleine Wildsalate, die heutzutage auch schon vielfach angebaut werden, sind im Winter, im Spätherbst und im Vorfrühling der Feldsalat (Rapunzel) und die Brunnenkresse — die letztere ißt man aber wegen ihrer Schärfe besser nicht als Salat, man hackt sie lieber fein und streut sie aufs Butterbrot. Wer keine Butter mehr hat und Margarine nicht nehmen will, mag sie getrost auf einem trockenen Stück Brot versuchen. Sie wird ihm auch dann schmecken.

Und endlich sei den Hausfrauen gerade jetzt noch ein Blattsalat herzlich empfohlen, der gar nicht „wie Blätter" aussieht: das ist das Weißkraut oder der Weißkohl (Kappes) — selbstverständlich kann man den Rotkohl genau gleichartig verwenden. Auf einem Gemüsehobel oder mit dem Messer fein geschnitten und wie Salate angemacht, gibt er eine kräftige gesunde Speise, die nicht zu selten auf den Tisch kommen sollte. Wer diesen derben, aber sehr gesunden Rohsalat schlecht verträgt, kann beinahe dasselbe mit Sauerkraut (Sauerkohl) erreichen, das schon in früheren Zeiten eine große Rolle in der Seefahrt spielte, um dem berüchtigten Skorbut, einer Vitaminmangelkrankheit, zu entgehen. Das rohe Weißkraut ist nur noch besser. Seine Bekömmlichkeit wird für viele gesteigert, wenn man Kümmel dazu tut.

Bei allen diesen und den andern Rohkostsalaten kommt es nicht so sehr auf die Menge an, die einer „auf einen Sitz" vertilgt, sondern weit mehr auf die Regelmäßigkeit, mit der man sie ißt. Jeden Tag sollte, am besten als Vorspeise (wo es Suppe gibt, noch vor der Suppe) ein Teller mit einem Rohkostsalat auf den Tisch kommen; und jeden Tag sollte es ein anderer sein. Auch in der Zubereitung läßt sich, wenigstens beim Würzen, Abwechslung schaffen, indem man einmal gehackte Petersilienblätter, ein ander Mal gehackten Schnittlauch, dann wieder feingewiegte Zwiebel oder Senf, etwas Paprika u. dgl. dazufügt. Eine fantasievolle Hausfrau findet immer neue Variationen und weiß sehr bald, was ihren Tischgästen am liebsten ist.

Schreiblesen

4. Übung von Rektor Paul Hahn

D e r Z i s c h e r z u n d d e r U m l a u t ä.

zu zur na he nä her äl ter zu erst da zu warm
wär mer wär men ganz gänz lich hal ten hält lär men
zischt zie hen schä len jä ten wäscht tan zen ge tanzt
nä hen sä en schläst zart zu sam men käm men mä hen
ärm lich

Nun sind die Kleinbuchstaben in Schrift und Druck eingeführt. Ehe wir zu den Großbuchstaben fortschreiten, wollen wir noch einige Sonderaufgaben lösen.

Wir haben bisher vermieden, den weichen Stoßlaut als Auslaut anzuwenden, weil er dann hart gesprochen werden muß: d = t, b = p, g = k.

und trägt weg übt gibt gib rund schlägt
ge nug schiebt lieb biegt ge sund fragt jagt
liebt legt wiegt wild sagt sägt fegt sind trügt
nied lich klagt mag webt reibt hebt fried lich
neigt zeigt geigt lobt lebt liegt schabt trabt
labt habt gabt

Schon in der voraufgehenden Uebung haben wir die Bezeichnung der verschiedenen Ausspracheformen des e-Lautes fortgelassen. Von jetzt ab hört der Fettdruck bei den Leseübungen auf. Wir wollen das in der folgenden Aufgabe üben. Sie bringt außerdem Mitlauthäufungen am Silbenschluß.

pol tern peit schen hor chen stär ken wer fen du
pol terst ge peitscht ge horcht ge stärkt werft
pum pen fol gen ler nen wär men lär men ge pumpt
ge folgt ge lernt er wärmt ge lärmt du fielst
du darfst du lachst du rufst du brauchst
erst zu erst rechts merkt be kränzt

Die Großbuchstaben

Besondere L a u t schwierigkeiten sind für die Kinder nach der Einführung der Kleinbuchstaben kaum noch vorhanden. Aber das S c h r e i b e n der Groß-Buchstaben macht vielen beträchtliche Mühe. Darum schreiten wir jetzt nach dem Grade der S c h r e i b - schwierigkeiten voran.

Wir üben die Großbuchstaben ausschließlich an Dingwörtern, erinnern aber daran, daß die Sätze in der Fibel auch mit andern großgeschriebenen Wörtern beginnen und dadurch die Zahl der Beispiele vermehren.

Die meisten Fibeln führen zunächst D und T ein; auch wir wollen unsre Arbeit mit diesen beiden Großbuchstaben beginnen.

D a s g r o ß e D.

Dingwörter werden von den Kindern daran erkannt, daß ihnen ein Geschlechtswort vorangestellt werden kann. Sätze beginnen oft mit ihnen, also:

Der Dom Die Diele Das Dach

In den kommenden Aufgaben werden wir die Geschlechtswörter nur mit kleinen Anfangsbuchstaben setzen.

Die ter Diet rich Do ra Dor chen
Dom Deich Durst Dorf Dör fer Dörf lein
Dach Dächer Dach ziegel Docht Dieb Dra chen
Don ner Don ners tag Diens tag Dor nen Dorn
Dorn rös chen

der Die ner das Dach fen ster der Degen
die Die ne rin die Dach rin ne die Dorf kir che

Bei späteren Uebungen, bei denen uns schon ein reicherer Wortschatz zu Gebote steht, sind die Wörter oft so geordnet, daß die neben- oder untereinanderstehenden inhaltlich oder nach ihrer sprachlichen Aehnlichkeit zusammengehören. Fast immer beginnen wir mit Vornamen von Knaben und Mädchen. Wer geschickt ist, erfindet mit seinem Kinde zu solchen Wortgruppen kleine lustige Geschichten. Das Ueben wird dadurch belebt, die Arbeitsfreude der Kinder wächst.

D a s g r o ß e T.

To ni Takt Tier Tier lein Tru de Trom mel
Tau be Täub chen Traut chen Trom pe te Ta sche
Ta schen tuch Tan te Trom pe ter Tel ler Tisch
Toch ter Tur ner Ta fel Tisch ler Töch ter lein
Tur ne rin Trau ben To ma te

der Trich ter die Tin te das Tuch die Tü te
die Tür das Tor die Tor te der Tag

Hinweis für das S c h r e i b e n:

T wurde früher mit einem wellenähnlichen Schriftzug begonnen. Heute fängt es nur mit einem einfachen Bogen an.

Die Großbuchstaben mit dem L i n k s b o g e n sind den Kleinbuchstaben sehr ähnlich und machen beim Schreiben wenig Mühe.

O u n d Ö.

Der Druckbuchstabe O hat Aehnlichkeit mit D. Wir setzen daher einige mit D beginnende Wörter in die Uebung hinein.

Ot to O fen Ö fen O fen tür Os wald Obst
Obst baum Obst wa gen Os kar Or den Of fi zier
De gen Ol ga Öl Öl kan ne Docht Do ra O ma
der O fen schirm das O fen blech die Ö se

A u n d Ä.

A dolf Ap fel Arm Al bert Äp fel Är mel An ton
Ap fel baum An zug An na Ast A bend Al ma
Am sel A bend brot Al brecht Ar beit Ar bei ter

das Ap fel mus der Ap fel saft das A bend brot

A u, ä u u n d Ä u.

Bisher wurde eu mit e geschrieben; jetzt tritt äu als der aus au gebildete Umlaut auf. Wir müssen hier äu, klein geschrieben, nachholen.

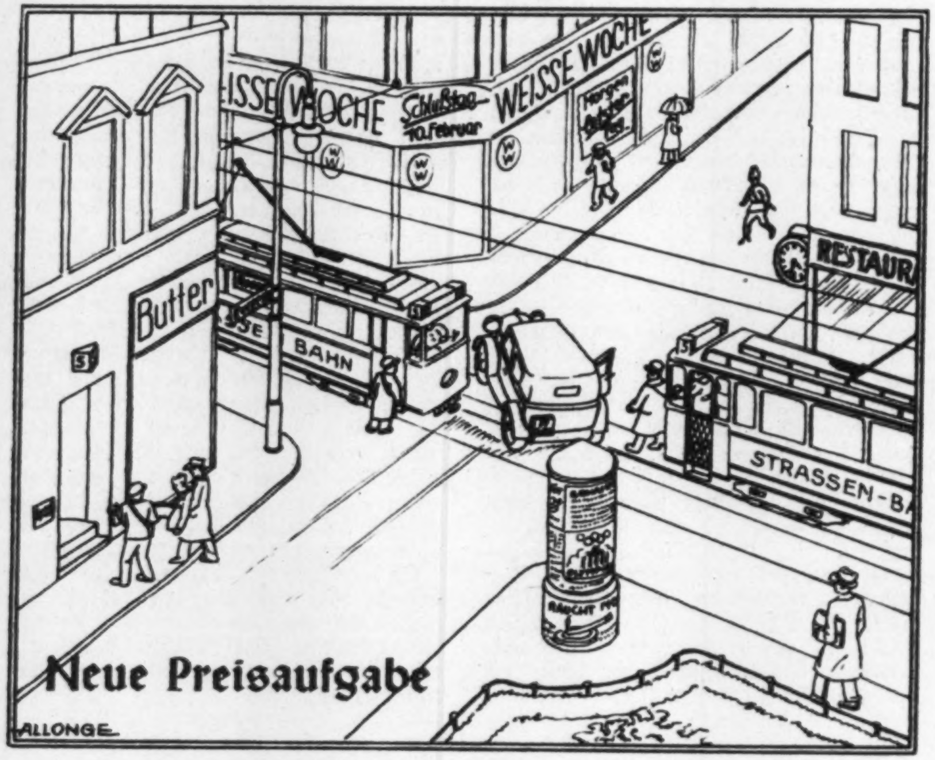
Traum säu men scheu räu men Au gust Au gu ste
träu men ge träumt schäu men auf räu men Au to
Au to mo bil Au ge lau fe heu te ge räumt
Aus ru fer Au to rei fen Äug lein er läuft er freut sich
auf ge räumt Auf gabe Auf zug

G.

Ger hard Ge org Gre te Gu stel
Gar ten Gärt ner Gur ke Gar ten tür Gar ten tor
Gar ten zaun Gras Grä ser Gra ben Gans Gän se
Gra ben rand Ga be Gar be Gru be
das Glas die Glä ser das Ge mü se die Ge rä te

Die nächsten Großbuchstaben werden mit dem R e c h t s b o g e n geschrieben. Die Reihenfolge schwankt in den verschiedenen Fibeln. Unsre Übungen sind aber so gestellt, daß die eine oder die andre vor- oder rückwärts ausgetauscht werden kann.

Von jetzt ab lassen wir auch Doppel-Mitlaute in e i n e r Silbe auftreten: Son ne, Sonn tag; Schif fe, Schiff usw.



Neue Preisaufgabe

Seht euch diese Zeichnung einmal genau an. Was ist hier passiert? Wann geschah es, um welche Uhrzeit? Wer ist schuldig? Schickt mir die Lösungen bis zum 20. **Juli 1940** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Es winken wieder die bekannten Preise.

F r i t z.

Brieffreundschaft

Zu meiner großen Freude kann ich feststellen, daß sich auf meinen Aufruf, Brieffreundschaft zu schließen, viele, viele Jungen und Mädel aus allen Teilen des Großdeutschen Reiches gemeldet haben. Vielen konnte ich die Adressen schon weiterleiten. Aber da hat sich noch etwas herausgestellt, was nicht in meiner Absicht lag, nämlich: es melden sich sehr viele Erwachsene, deren Brieffreundschaft mehr dem Charakter einer Heiratsanzeige ähnelt. Nein, Kinder, so ist das doch nicht. Einmal ist die „Kinderwarte" ja nur für die Jungen und Mädel bis zu 15 Jahren bestimmt, zum andern will ich nur Freundschaften zwischen Mädel und Mädel und Jungen und Jungen vermitteln. Die meisten von euch haben das ja auch richtig verstanden, für die, die es nicht begriffen haben, schreibe ich es heute nochmals. Wer also als Mädel eine Brieffreundschaft mit einem etwa gleichaltrigen Mädel wünscht und wer als Junge mit einem gleichaltrigen Jungen brieflichen Gedankenaustausch anbahnen möchte, der schreibe mir. Dagegen kann ich Wünsche von Erwachsenen und Wünsche von Mädel, die einen Jungen kennenlernen wollen, oder Jungen, die ein Mädel kennenlernen wollen, nicht berücksichtigen.

Und nun noch ein paar Sonderwünsche: Hans S. möchte mit einem Jungen, der sich für Segelflugmodelle interessiert, Brieffreundschaft schließen. Er ist 12 Jahre alt, möchte aber gern mit einem Segelflieger-Modellbauer schreiben, der schon etwas älter und erfahrener als er ist. Wer hat Lust? Der schreibe mir seine Adresse, damit ich sie dem Hans mitteilen kann. — Fritz K. aus Thüringen möchte gern mit einem 13- oder 14jährigen Jungen aus Berlin Brieffreundschaft finden. Also, Berliner Jungen, wer macht da mit? — Ein Berliner Jungvolkführer, 14 Jahre alt, sucht Brieffreundschaft mit einem Hitlerjungen aus dem Rheinland. — Ein lustiges Rheinlandmädel sucht Brieffreundschaft mit einem süddeutschen Mädel von 15 Jahren. — Walter H. aus Holstein sucht ebenfalls einen Freund im Alter von 12 Jahren. Das sind ein paar Wünsche, die ich noch nicht erfüllen konnte.

F r i t z.

Kinderwarte

Die launische Glücksgöttin

Von der Glücksgöttin, an die leider noch immer so viel Menschen glauben, habt ihr doch sicherlich schon alle einmal gehört. Natürlich gehört sie ins Reich der Fabel und der Märchen, und wer sich auf sie verläßt, wird ein armer Mensch und fällt der Allgemeinheit zur Last. Gewiß, der Zufall hat schon manchem Menschen plötzlich einen Reichtum beschert, an den zu glauben er nie gewagt hätte. Von solchen Zufällen, die man der Glücksgöttin so gern verdankt, will ich euch heute etwas erzählen. Aber wir wollen uns darüber klar sein, daß diese Glücksgöttin ein sehr, sehr launisches Wesen ist. Wenn man nämlich auf sie wartet, bleibt sie bestimmt aus, da könnt ihr ein Wort darauf geben. Gewiß klingen die kleinen Geschichtchen, die ich euch jetzt erzählen werde, wie ein Märchen, aber das ist es ja auch: wenn der Zufall einem ganz unverhofft etwas Wertvolles in den Schoß wirft, dann ist es eben wie im Märchen.

Im Jahre 1868 findet in Afrika ein armer, völlig mittelloser Hottentotte einen Kieselstein, der einen sonderbaren Glanz besitzt. Er besieht ihn sich eine Weile, dann bringt er ihn zu seinem Farmer, weil er nichts Rechtes damit anzufangen weiß. Der Farmer ahnt schon, daß dies ein wertvoller Fund ist und verkauft ihn in Kapstadt. Dort wandert der Stein von Hand zu Hand. Er wiegt fast 84 Karat, das sind fast 18 Gramm! Im Großhandel wird der Stein dann mit etwas mehr als einer halben Million Mark bewertet. Heute ist es der „Stern von Südafrika", der als Großdiamant zu den schönsten der Welt zählt. Aber dieser Diamant lag dort nicht allein; schon bald kamen Menschen, die Kunde von diesem Schatz bekommen hatten, in die Gegend und fanden noch mehr von diesen wertvollen Steinen. Und wenn es auch nicht alles Riesendiamanten waren, die dort gefunden wurden, so konnten sich viele doch ein Vermögen zusammenraffen.

Eine andere Geschichte berichtet aus Neuseeland. Dort verfolgte ein Jäger ein Wildschwein. Das getroffene Tier stürzt einen Wasserfall hinunter und reißt dabei ein Gesteinsstück mit herab. Als der Stein fällt, bemerkt der Jäger plötzlich, daß er in der Sonne sonderbar funkelt und glitzert. Er sucht nach

diesem Stein, findet ihn schließlich auch und — hält ein großes Stück puren Goldes in der Hand. Bei weiterem Forschen entdeckt er eine der reichsten Goldminen auf Neuseeland. Natürlich war auch er ein gemachter Mann, der in seinem Reichtum sozusagen erstickte.

In der gleichen Gegend hatten noch zwei andere Jäger ein von ihnen wohl nie vergessenes Erlebnis: sie vertrieben sich die Zeit gerade mit Fischen und Jagen. Eines Tages fiel der eine von ihnen in einen Fluß, und da er in den Triebsand geriet, wäre er wohl ertrunken, wenn ihm nicht sein Kamerad Hilfe gebracht hätte. Aergerlich über sein Mißgeschick, hängt er seine Kleidung zum Trocknen über einen Baumast. Als er später den inzwischen getrockneten Sand von dem Zeug abklopfen will, bemerkt er, wie sich in dem Sand feine Goldkörner befinden. Eine sofort angestellte Untersuchung stellt fest, daß der Triebsand des Flusses an dieser Stelle ungewöhnlich viel Goldkörner enthält, teilweise sogar 200 Pfund auf die Tonne. Auch diese beiden Jäger wurden natürlich steinreiche Leute.

Ein anderes Glückskind war Ben Rickett, seines Zeichens Viehhirte in Alaska. Im Jahre 1889 befindet sich Rickett mit seiner Viehherde in der Nähe des Yukon-Flusses. Da bemerkt er im Sand einige glitzernde Steine. Die gefallen ihm recht gut, doch weiß er nicht recht, was es für welche sind. So sucht er noch mehrere, um sie seinen Kindern zum Spielen zu schenken. Und die Kinder vergnügen sich mit den hübschen Steinchen nach Herzenslust, bis eines Tages jemand in den Steinen pures Gold erkennt. Nun, da hatte es unser guter Rickett aber eilig, um schnell ein Millionär zu werden. Als aber die Kunde von diesem sagenhaften Goldfund bekannt wurde, setzte eine wahre Völkerwanderung nach Alaska ein. Aus aller Herren Länder kamen die Glücksritter, die schnell und ohne Arbeit reich werden möchten, an, aber nur ganz wenigen war es beschieden, sich ein Vermögen zu erwerben; Tausende und Abertausende gingen elendiglich zugrunde. Der Fund des Viehhirten Rickett war der Anlaß zu dem in der Geschichte berüchtigten Goldfieber von Alaska.

Aber es müssen ja nicht immer Gold und Edelsteine sein, die die Glückgöttin ihren Lieblingen so überreich in die Hand drückt, manchmal gehört auch ein wenig mehr dazu, um das Glück zu genießen. Meist muß man sein Glück auch erkennen, um das von ihm zu bekommen, was der Zufall einem bescherte. So erging es einst zwei Amerikanerinnen, die die Mojawewüste in Südkalifornien durchstreiften und nach Gold suchten. Wochenlang schon zogen sie durch die Einsamkeit und Trostlosigkeit der Wüste und waren schon recht entmutigt. Da will es der Zufall, daß sie beim Feuermachen kohleähnliche Stücke finden, die aber beim besten Willen nicht brennen wollen. Im Gegenteil, das Zeugs rauchte zwar, aber statt zu brennen, fing es an furchtbar zu riechen. Plötzlich sprang eine der beiden Frauen auf und erkannte den Fund. „Es ist Asphalt!" rief sie aus. Diesem Zufall hatten sie beide ein unvorstellbares Millionenvermögen zu danken.

Aber, wie gesagt, die Glücksgöttin ist manchmal sehr launisch. Das mußten in Pennsylvanien zwei Siedler erfahren, die krampfhaft nach Salz suchten. Sie waren so stur in ihrem Suchen, daß sie alles andere als Salz nicht interessierte. Und sie fanden Oel. Aber das wollten sie nicht haben, darum kehrten sie enttäuscht zurück. Bis eines Tages ein pfiffiger Amerikaner den Wert des Oels erkannte und — Milliardär wurde.

Das sind ein paar Geschichten von der Göttin des glücklichen Zufalls. Wir tun besser, wenn wir solche Geschichten zwar lesen, uns im übrigen aber auf ihre Laune nicht verlassen.

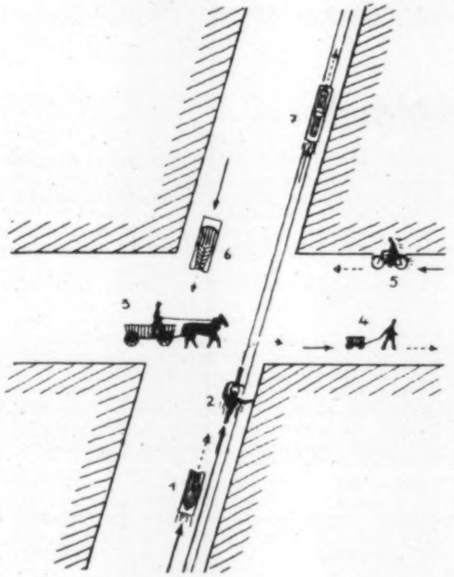
Der »bescheidene« Schäfer

Zu einem Schäfer kam einstmals ein Händler auf die Trifft, um ihm einen Teil seiner Schafe abzukaufen. Aber der Schäfer mochte mit diesem Händler keine Geschäfte machen, darum verhielt er sich schweigend und abweisend. Der Händler wollte den weiten Weg nicht umsonst gemacht haben, darum bot er noch ein paar Mark mehr, wenn ihm der Schäfer gleich 30 Schafe verkaufen würde. Als er mit dem Schäfer auch bei diesem Preise nicht handelseinig werden konnte, meinte der Händler ungemütlich: „Ich habe dir nun einen sehr guten Preis genannt, warum willst du mir die Schafe dafür nicht geben?" Da lächelte der Schäfer und erwiderte: „Ich möchte dir die Schafe unter solchen Bedingungen nicht verkaufen. Zu meinen Bedingungen aber würdest du sie wohl niemals nehmen." Da sagte der Händler: „Laß deine Bedingungen hören, dann werde ich dir sagen, ob es noch Zweck hat, daß wir hier die Zeit mit Reden vergeuden." Der Schäfer nickte. „Du möchtest 30 Schafe von mir haben? Gut, so zahle mir für das erste Schaf einen Pfennig und für das nächste jedesmal den doppelten Betrag des vorhergehenden. Wenn du damit einverstanden bist, kannst du 30 Schafe von mir haben. Aber merke dir, du mußt wenigstens 30 Schafe kaufen." Da lachte der Händler aus vollem Halse, denn einen solch „bescheidenen" Preis hatte noch niemals zuvor ein Schäfer von ihm verlangt. Der Schäfer aber ließ ihn lachen. Dann hielt er ihm die Hand entgegen, in die der Händler zum Einverständnis sofort einschlug. Nun rief der Händler seine beiden Knechte herbei, damit sie die ausgewählten Schafe wegführten. Zwar wunderte sich der Händler, daß der Schäfer nicht wie üblich bei der Auswahl mitbestimmen half, sondern alles dem Händler überließ. Als die 30 Schafe ausgesucht waren, sagte der Händler: „Ich weiß nicht, Schäfer, mir kommt dies alles so komisch vor. Ich habe mir die wertvollsten Tiere ausgesucht, und du hast nicht ein Wort dagegen gefunden. Und dabei bekomme ich die Tiere so billig, so unvorstellbar billig. Sage, geht dies alles mit rechten Dingen zu? Oder bist du diesen Handel schon leid?" Der Schäfer aber lächelte siegeszuversichtlich. „Wenn du nur diesen Handel nicht bereuen wirst, dann ist schon alles richtig. Und die besten Schafe solltest du für dein Geld auch bekommen. Aber nun, wo deine Knechte die Schafe bereits auf den Wagen laden, wollen wir die Rechnung machen." Der Händler holte darauf seine Brieftasche hervor, in der er einige hundert Mark verwahrte; er entnahm ihr einen der Scheine und dachte daran, daß der Schäfer ihm nun einen tüchtigen Betrag herausgeben müsse. Und beide zählten nun die Zahlen zusammen. Für das erste also einen Pfennig, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht Pfennige und so weiter. Je weiter sie kamen, um so mehr strahlte des Händlers Gesicht, denn beim zehnten Schaf machte der Preis erst 5,12 Mark für das zehnte Schaf aus. Aber dann wurde das Gesicht des Händlers länger und länger, bald wich jede Farbe aus ihm, und mit schlotternden Knieen mußte er feststellen, daß er bei weitem nicht soviel Geld aufzubringen vermochte, wie diese Rechnung ausmachte. Und als der Schäfer alles genau berechnet hatte und den Schlußstrich zog, da schuldete ihm der Händler den Betrag von 5 830 243,53 RM. (Bitte, nachrechnen!)

Ob der Schäfer sie je bekommen hat, weiß ich nicht, aber eines weiß ich: der Händler wird es sich später immer erst genau überlegt haben, bevor er seine Geschäfte machte, um nicht noch einmal auf eine „bescheidene" Forderung hereinzufallen.

F r i tz.

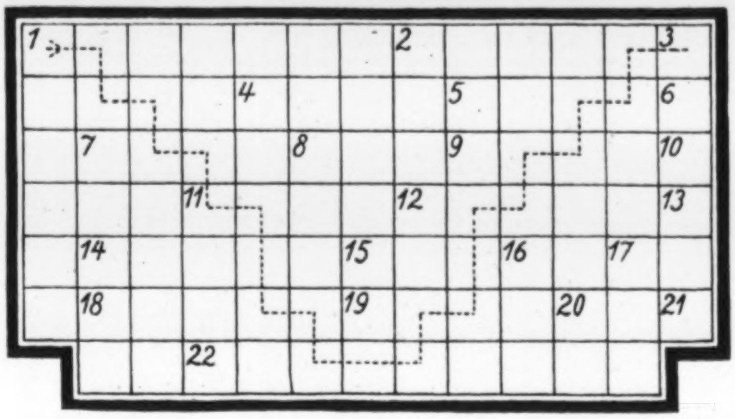
Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 8/1940



Vergleicht nun einmal die Zeichnung aus Heft 8 mit dieser Zeichnung, dann stellt ihr fest, daß folgende Verkehrssünder zur Rechenschaft gezogen werden müssen: Kraftwagenfahrer 1, weil er auf den Straßenbahnschienen parkt, Motorradfahrer 2, weil er die Absicht der Fahrtrichtungsänderung nicht bekanntgibt, Radfahrer 5, weil er beim Fahren die Lenkstange losläßt, und Kraftwagenfahrer 6, weil er das Vorfahrtsrecht des Pferdefuhrwerks nicht beachtet. Besonders diesen letzten Fall haben die meisten von euch nicht richtig beurteilt. Es hatte Vorfahrtsrecht. Ich gebe nun die Namen der Preisträger bekannt: **Horst Schlemminger** in **Magdeburg-Ferm** bekam den ersten Preis in Höhe von 10,— RM., **Gisela Huber** in **Stuttgart** den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM., je ein wertvolles Jugendbuch ferner **Irene Breinbauer** in **Osterhofen** in Ndb., **Walter Weichsel** in **Graz**, **Hans Ebeling** in **Flensburg**, **Herbert Dittmann** in **Berlin** und **Gertrud Tiedemann** in **Königsberg**.

Kurzweil am Feierabend

Spruchband-Rätsel



In die Figur sind von Ziffer zu Ziffer nachfolgende Wörter so einzutragen, daß der Endbuchstabe des vorangehenden Wortes gleichzeitig Anfangsbuchstabe des nachfolgenden Wortes ist.

1. Provinz in Brit.-Indien, 2. Himmelsrichtung, 3. Industriestadt der Ver. St. v. Amerika, 4. isolierte elektr. Leitung, 5. Bratenfleisch, 6. Strom in NW.-Deutschland, 7. Teil des Schießbogens, 8. griech. Zwietrachtsgöttin, 9. Fluß im Reg.-Bez. Stettin, 10. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, 11. Büchergestell, 12. Singvogel, 13. Naturerscheinung, 14. Gliederfüßler, 15. Rechtsnachfolger, 16. feierliche Beteuerung, 17. Verbrecher, 18. Gefäß, 19. fleischige Wurzel, 20. griech. Buchstabe, 21. russische Stadt am Don, 22. Nadelbaum. (ch = zwei Buchstaben; ß = ein Buchstabe; ü = ue)

Die auf die punktierte Linie entfallenden Buchstaben nennen ein Wort von Johann Gottlieb Fichte.

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
ard — büch — del — denk — dra — du — e — e — eh — ent — er — eu — fel — fel — fer — ge — gi — gras — grei — gung — hard — haupt — irr — in — in — in — jas — ke — la — läu — le — lei — men — mi — min — mük — na — neid — nen — ni — on — pa — re — ren — rie — ro — sa — sa — saal — se — se — sen — sit — spei — stal — ster — strut — tel — teu — teur — ti — trot — un — zungs
sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten ein Wort von Joh. Gottfried von Herder ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Zierstrauch, 2. Verzicht, 3. Veranstaltung, 4. Dummheit, 5. Beruf, 6. Spottgedicht, 7. Halbblöder, 8. indische Gottheit, 9. Singvogel, 10. männl. Vorname, 11. Lederstreifen, 12. Erdteil, 13. hoher Reichsbeamter, 14. Behälter, 15. Kakteenart, 16. franz. Orden, 17. männl. Vorname, 18. Nebenfluß der Saale, 19. Versammlungsraum, 20. Pilz, 21. falsch beförderte Postsache.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 11

Tierbilder-Schneckenrätsel. Turmfalke, Opossum, Vorstehhund, Sperling, Zobel, Damhirsch, Schwein, Stichling, Bulldogge, Hering. — Ein Held ist, wer das Leben Großem opfert. (Grillparzer)

Silbenrätsel. 1. Dienstag, 2. Europa, 3. Regenbogen, 4. Marschall, 5. Achat, 6. Nadelbüchse, 7. Neufundland, 8. Innsbruck, 9. Sodbrennen, 10. Trauermantel, 11. Usus, 12. Riflheim, 13. Sardine, 14. Dreimaster, 15. Eichhörnchen, 16. Rehkeule, 17. Batist, 18. Eisheilige, 19. Setzling, 20. Treffer, 21. Echternach, 22. Dattel. — Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht steht.

Max Schünemann

Spuk im Moor

Eine seltsame Erzählung aus dem dänischen Tiefmoor. Die absonderlichen Menschen und die erschütternde Handlung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende.

Von Künstlerhand geschaffene, der spannenden Handlung angepaßte Bilder erhöhen noch die tiefe Wirkung dieser dramatischen Geschehnisse. Ein Buch, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In Leinen RM 2,50.
Feldausgabe RM 2,-

Heinrich Beenken Verlag / Berlin C2

Eine Mutter wie Sie

weiß genau, daß das Kind nur gedeihen kann, wenn es genug Kalk und daneben Silicium als wichtigen Aufbau- und Festigungsstoff für viele Körpergewebe erhält. — Deshalb nimmt sie in Erwartung des Babys, sowie während der Stillzeit — und gibt späterhin auch dem Kinde selbst — regelmäßig das weit und breit bekannte Silphoscalin, das sich im besonderen auch in der Rachitisbekämpfung und -verhütung (zusammen mit Vitamin D = Lebertran, Vigantol), sowie als vorzügliches Mittel zur Hebung der allgemeinen Widerstandskraft und zur Kräftigung der Atmungswerkzeuge Ruf und Ansehen erworben hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. 80 Tabl. RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufklärungsschrift 8/597*

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
21 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.
Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 30 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft und Prospekte durch obige Anschrift.

Seit langem an schweren Rheuma-Schmerzen gelitten

„Kann Nachtschwester-Beruf wieder mit Freuden ausfüllen"

Frau Sofie Henrizi, Wiesbaden, Jahnstr. 19, berichtet am 18. Oktober 1938: „Seit langem litt ich an schweren rheumatischen Schmerzen, konnte kaum noch meinem Beruf als Nachtschwester nachgehen. Nun wurde ich auf Togal aufmerksam gemacht. Sofort holte ich eine kleine Packung, nahm sofort zwei Tabletten und schon nach zwei Stunden — ich war überglücklich — waren meine Schmerzen bedeutend gelindert. Nun habe ich die dritte Packung und bin jetzt ganz ohne Schmerzen, so daß ich meinen Beruf wieder mit Freuden ausfüllen kann."

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Frau Henrizi ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat haben Togal-Tabletten Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe u. Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In all. Apoth. Mk. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz!" Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk München K. 8/357

Was können wir backen ohne Fett, mit 2 Eiern?

Die feine Biskuitrolle:

Teig: 2 Eier, 3 Eßlöffel Wasser, 100 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillinzucker, 90 g Weizenmehl, 1 Päckchen Dr. Oetker Soßenpulver Vanille-Geschmack, 3 g (1 gestrichener Teelöffel) Dr. Oetker „Backin". Füllung: 250 g Marmelade. Zum Bestäuben: Etwas Puderzucker.

Man schlägt das Eigelb mit dem Wasser schaumig (am besten mit einem Schneebesen) und gibt nach und nach 2/3 des Zuckers mit dem Vanillinzucker dazu. Danach schlägt man so lange, bis eine kremartige Masse entstanden ist. Das Eiweiß wird zu steifem Schnee geschlagen. Dann gibt man unter ständigem Schlagen nach und nach den Rest des Zuckers dazu. Der Schnee muß so fest sein, daß ein Schnitt mit einem Messer sichtbar bleibt. Er wird auf den Eigelbkrem gegeben. Darüber wird das mit Soßenpulver und „Backin" gemischte Mehl gesiebt. Man zieht alles vorsichtig unter den Eigelbkrem. Der Teig wird etwa 1 cm dick auf ein gefettetes, mit Papier belegtes Backblech gestrichen. Damit er an der offenen Seite des Bleches nicht auslaufen kann, knifft man das Papier unmittelbar vor dem Teig zur Falte, so daß ein Rand entsteht.
Backzeit: etwa 12 Minuten bei starker Hitze. Nach dem Backen wird der Biskuit sofort auf ein mit Zucker bestreutes Papier gestürzt und das Backpapier vorsichtig aber schnell abgezogen. Der Biskuit wird sofort gleichmäßig mit Marmelade bestrichen und von der kürzeren Seite her aufgerollt. Man bestäubt die Rolle mit Puderzucker. Dieses Rezept ist für geübtere Hausfrauen bestimmt.
Bitte ausschneiden!

Dr. Oetker Backpulver „Backin" altbewährt!

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Aufnahme: Adolf Schmidt

159 Dr. Beoke
Meysenbug